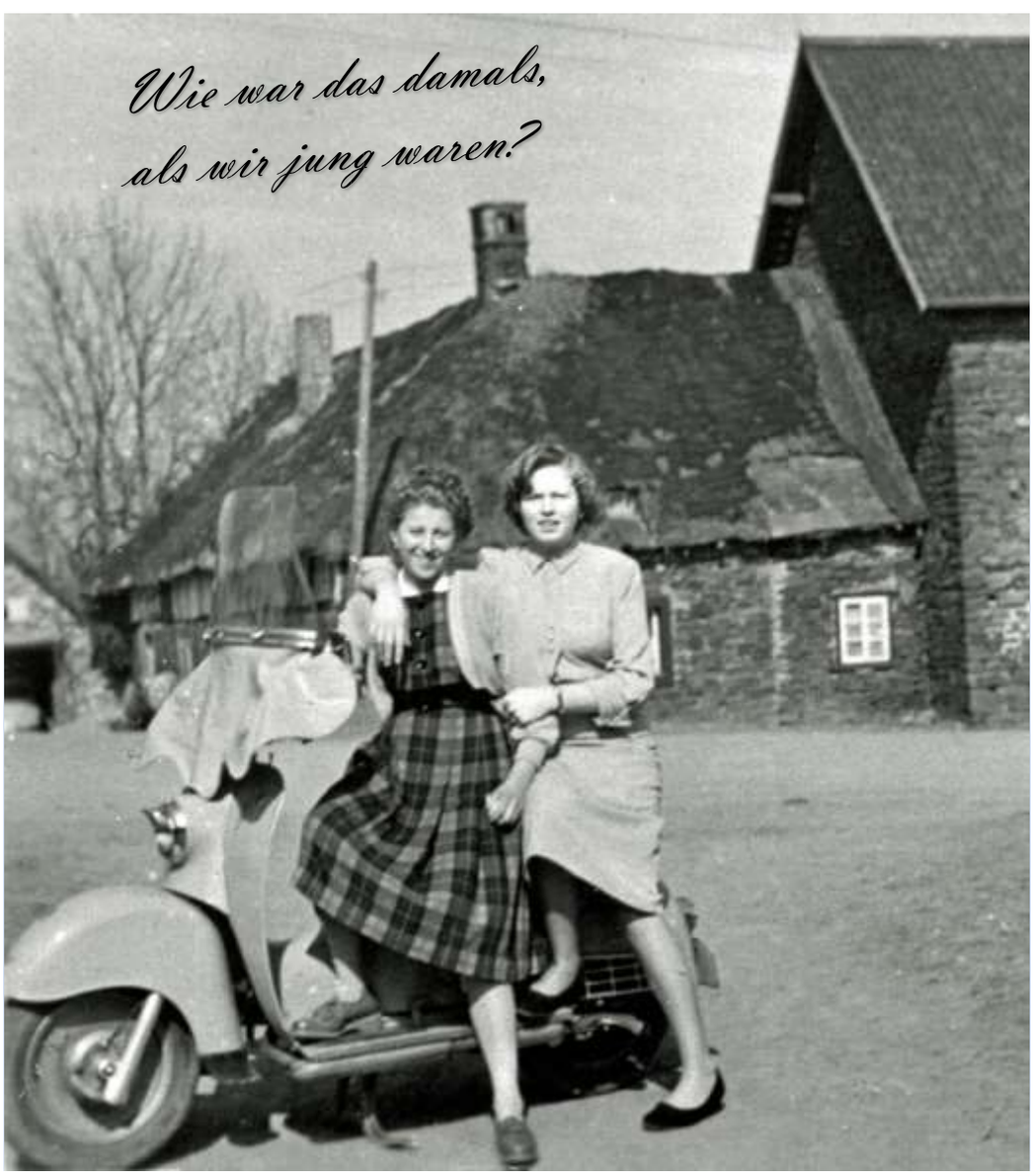
GESCHICHTSFORUM SCHLEIDEN E.V.

Schülerwettbewerb 2020

Leben und Alltag in den Nachkriegsjahren im Stadtgebiet Schleiden und der nahen Heimat

Zusammenstellung aller Wettbewerbsarbeiten



I m p r e s s u m

© Geschichtsforum Schleiden Eifel e.V. (Hg.)
Registergericht: Amtsgericht Düren
Registernummer: VR 2413
www.geschichtsforumschleiden.de

Druckaufbereitung und Design: Siegfried Scholzen

INHALT

Schülerwettbewerb 2020 ..... **1**

INHALT **3**

Die Preisträgerinnen und Preisträger **4**

Informationen zum Wettbewerb **5**

„Mer jon en et Schwemmbad, wo soll mer och hinjon?“ **7**

Facharbeit von Julian Franken (17), Klasse 11, JSG *7*

Von Milchmädchenrechnungen und Pfennigfuchsern **18**

Gruppenarbeit von Leon Ronig (13), Klasse 8, SRS und Niklas Toporowsky (15), Klasse 10, CFS *18*

Ostgeflüchtete im Kreis Schleiden nach dem Zweiten Weltkrieg - Eine gelungene Integration? **27**

Facharbeit von Nils Meister (17), Klasse 11, JSG *27*

Kindheit in der Nachkriegszeit **33**

Arbeit von Leonie-Marie Klein (12), Klasse 7, SRS *33*

Die Eifeler Landwirtschaft in der Nachkriegszeit **41**

Arbeit von Chiara Klein (14), Klasse 9, HJK *41*

Die Kindheit in der Nachkriegszeit **51**

Gruppenarbeit von Sophia Metzele (16) und Mailin Bannert (16), HJK, Klasse 10 ..... *51*

Schule in der Nachkriegszeit **57**

Gruppenarbeit von Nicolas (12) und Patrick Gutersohn (14), Klassen 6b und 8a, JSG *57*

Das Leben der 50er/60er Jahre **64**

Gruppenarbeit von Julia Hölz (13) und Lisa Marie Puscinski (13), Klasse 8, JSG *64*

Die Preisträgerinnen und Preisträger

Julian Franken

Leon Ronig und Niklas Toporowsky

Niels Meister

Leonie-Marie Klein

Chiara Klein

Sophia Metzele und Mailin Bannert

Nicolas und Patrick Gutersohn

Julia Hölz (13) und Lisa Marie Puscinski

Schülerwettbewerb 2020

Leben und Alltag in den Nachkriegsjahren im Stadtgebiet Schleiden und der nahen Heimat

Preisverleihung am 25. August 2020, Gruppenfoto vor dem Kurhaus; v.l.: Julia Hölz u. Lisa Marie Puscinski (vorne), Ingo Pfennings u. Siegfried Scholzen (hinten), Patrik u. Nicolas Gutersohn (vorne), Leonie Marie u. Chiara Klein (hinten), Sophia Metzele u. Mailin Bannert (Mitte), Leon Ronig u. Niklas Toporowsky (hinten), Nils Meister (unten), Julian Franken (rechts). Foto: E. Scholzen

Preisverleihung am 25. August 2020

Nach dem Erfolg im vergangenen Jahr führte das Geschichtsforum Schleiden auch im Jahr 2020 wieder einen Schülerwettbewerb durch.[1]
Das Wettbewerbsthema lautete: „Leben und Alltag in den Nachkriegsjahren im Stadtgebiet Schleiden und der nahen Heimat".
Die eingereichten Arbeiten waren einfallsreich und überzeugten durch ihre Qualität. Dabei hatten die jungen Teilnehmer in diesem Jahr eine ungewöhnliche Hürde zu meistern: Corona. Schulschließungen, Ausfall des Präsenzunterrichts und die Einarbeitung in bisher unbekannte Online-Unterrichtsformen waren eine große Herausforderung für Kinder und Lehrer. Darüber hinaus erschwerte der geforderte Abstand den Kontakt zu möglichen Informationsquellen wie z.B. Großeltern und Zeitzeugen. All das führte unter anderem dazu, dass von ursprünglich 14 gemeldeten Wettbewerbsarbeiten acht Arbeiten abgegeben wurden.
Fünf Juroren bewerteten die Arbeiten unabhängig voneinander: Stadtarchivarin Nicole Gutmann, Soziologin Jennifer Seemann sowie Klaus Stüber, Alfred Käßbach und Bernd Kehren vom Geschichtsforum. Sie konnten Punkte von 1 bis 10 vergeben, wobei 10 die beste Beurteilung war. Aus den vergebenen Punkten wurden die Mittelwerte pro Arbeit ermittelt. Das Ergebnis fiel denkbar knapp aus: Die besten Teilnehmer erreichten neun, die zweitbesten acht und die drittbesten sieben Punkte, so dass alle Teilnehmer sich platzieren konnten. Aufgrund der Wertung wurden zwei erste Plätze, vier zweite Plätze und zwei dritte Plätze vergeben.

Bestplatziert wurden die von *Leon Ronig und Niklas Toporowsky* als Ich-Erzählung niedergeschriebenen Erinnerungen des Großvaters und die Arbeit von *Julian Franken* über die Geschichte des Gemünder Rosenbades.

Platz zwei belegten die Arbeiten von *Niels Meister* zur Integration der Ostflüchtlinge und Vertriebenen in der Nachkriegszeit, die Arbeit von *Chiara Klein* über die Landwirtschaft in der Eifel, die Arbeit von Leonie-*Marie Klein* über die Kindheit in der Nachkriegszeit und die Interviews zur Kindheit in der Nachkriegszeit aus Familienerinnerungen von *Sophia Metzele und Mailin Bannert*.

Auf Platz drei kamen die Schilderung des Schulalltags in einer einklassigen Volksschule von *Niclolas und Patrik Gutersohn* und die Beschreibung der Lebensumstände in den 50er und 60er Jahren von *Julia Hölz und Lisa Marie Puscinski*.

---

[1] Vgl. Jahresheft 2020 des Geschichtsforums Schleiden e.V., S. 264f.

„Mer jon en et Schwemmbad, wo soll mer och hinjon?“
Das Rosenbad in Gemünd: Sozialer Treffpunkt oder bloßer Zeitvertreib?[2]

Facharbeit von Julian Franken (17), Klasse 11, JSG

1. Einleitung

„Mer jon en et Schwemmbad, wo soll mer och hinjon?“[3]: Was sich die Band „Bläck Fööss“ in ihrem Lied „Schwemmbad“ bereits in den 1970er Jahren fragte, beschäftigte auch mich als Gemünder in Bezug auf unser Rosenbad. Mit der Liedzeile soll beantwortet werden, ob das ländlich gelegene Gemünder Rosenbad einen sozialen Treffpunkt für seine Besucher darstellte oder ob es zum bloßen Zeitvertreib diente, insbesondere in der Nachkriegszeit.

Es ist zu untersuchen, ob das Freibad vielleicht den einzigen Treffpunkt für die Gemünder darstellte und somit zum sozialen Austausch diente, vielleicht auch über die Ortsgrenzen hinaus. Der Begriff „sozialer Treffpunkt“ bedeutet für mich, dass die Besucher ins Schwimmbad kamen, weil ihnen der Kontakt zu z.B. Gleichaltrigen und der Austausch untereinander wichtig war oder weil Kontakte zu „Fremden“, vielleicht auch Besuchern aus anderen Eifeldörfern, gepflegt wurden. Zudem stellt sich die Frage, wie viele Gemünder aus welchen Altersgruppen überhaupt das Schwimmbad wann besuchten.

Als Gemünder, der im Sommer ab und zu dieses vielseitige Schwimmbad besucht, finde ich es interessant, etwas über die Vergangenheit dieses geschichtsträchtigen Ortes erfahren zu können und den interessanten Wandel, den das Schwimmbad seit 1936 durchgestanden hat, besser nachvollziehen zu können.

So wurde das Schwimmbad im Nationalsozialismus wegen der Errichtung der Ordensburg Vogelsang gebaut, überdauerte den Zweiten Weltkrieg und war entscheidend für Gemünds Entwicklung als Kurort. Durch die Erzählungen meiner Großmutter, welche in den 50er Jahren das Schwimmbad besuchte, erfuhr ich von ihren Erlebnissen und konnte die Entwicklung von damals zu heute besser nachvollziehen. Daraufhin stellte ich mir die Frage, ob und warum das Bad damals trotz einiger Defizite, die heutzutage vielleicht zu starken Einbußen an Besuchern führen würden, angeblich so belebt und auch beliebt bei der Jugend aus der Gegend war und ob es wohl als sozialer Treffpunkt nach meiner Definition zu werten ist.

Deshalb führte ich mit Helmut Schüer ein Zeitzeugeninterview.[4] Ebenso motivierte mich die eben erwähnte Liedzeile, weil sie deutlich macht, dass das Rosenbad wohl Potenzial zum sozialen Treffpunkt für die Besucher hatte.

2. Geschichte des Rosenbads

Ende des 19. Jahrhunderts gewann der Tourismus in der Eifel immer mehr an Bedeutung. Ziel war es, wohlhabende Urlauber in den Sommerferien in die Eifel zu locken.[5] Somit ergab sich auch die Frage, ob es sich lohnen würde, in Gemünd ein Freibad zu erbauen. Während dies im ausgehenden 19. Jahrhundert noch verneint wurde, stellten die Nationalsozialisten im Jahr 1936 das „Gartenbad“ im Bärenauel nach einem halben Jahr Bauzeit fertig und eröffneten es am 12.06.1937 (vgl. Abb. (2) und (3)). Es sollte vorwiegend von den Bewohnern der NS-Ordensburg Vogelsang genutzt werden. Ebenso waren die angestrebte Entwicklung Gemünds zum Kurort und der wachsende Tourismus im frühen 20. Jahrhundert ein Grund für den Bau.[6] Neben der Hitlerjugend, welche das Bad bis 1941 regelmäßig nutzte, besuchten auch schon vor dem Zweiten Weltkrieg und auch noch am Anfang dessen, Dorfbewohner das Bad, um Sport zu treiben oder ihre Freizeit zu

---

[2] Facharbeit, „Mer jon en et Schwemmbad, wo soll mer och hinjon?“, Das Rosenbad in Gemünd: Sozialer Treffpunkt oder bloßer Zeitvertreib?, verfasst von Julian Franken, Städtisches Johannes-Sturmius-Gymnasium Schleiden, Grundkurs Geschichte Q1, Fachlehrerin: Frau Hülshorst, Schuljahr 2019/2020.

[3] Bläck Fööss: Textsammlung. Schwemmbad. Verlag De Bläck Fööss Musikverlag GmbH, 1979, URL: https://www.blaeckfoeoess.de/page-23/page-81/index.html, 01.03.2020.

[4] Helmut Schüer wurde im Jahre 1938 geboren und konnte als Jugendlicher in der Nachkriegszeit oft das Rosenbad besuchen. Auf diese Weise konnte ich mir ein Bild über den Nachkriegsalltag aus den Augen eines Jugendlichen bilden. Darüber hinaus engagiert er sich sein Leben lang für den Erhalt des Freibades. Deshalb konnte er zur Geschichte des Bades einiges beitragen.

[5] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1936. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads, Gemünd Mai 2019.

[6] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1936.

verbringen.[7] Durch den Fall der Bomben während des Zweiten Weltkrieges erlitt Gemünd starke Zerstörungen, so auch das Schwimmbad.

Trotzdem konnte das Freibad im Frühjahr 1948 wiedereröffnet werden und erfreute sich großer Beliebtheit, nicht nur in Gemünd, sondern in der gesamten Region, obwohl es nicht beheizt war und vom oberhalb gelegenen „Möhnesee“ befüllt wurde. Da dem Gartenbad die technischen Einrichtungen fehlten, musste das grüne Seewasser ungefiltert eingelassen werden. Das Wasser konnte auch nicht oft gewechselt werden.[8]

In den Jahren 1950 und 1951 wurden umfangreiche Renovierungsmaßnahmen und Verbesserungen durchgeführt, wie z.B. „der Wiederausbau der Aus- und Umkleideräume“[9] oder auch die Behebung einer undichten Stelle im Schwimmbecken.[10] Dies alles geschah, um einen einwandfreien Betrieb für die Gäste zu gewährleisten. Geöffnet war das Schwimmbad vom Frühjahr bis zum Herbst.

Ab dem Sommer des Jahres 1951 fingen die belgischen Besatzungstruppen an, das Freibad für ihr Training zu nutzen, weshalb es zu bestimmten Zeiten blockiert war. Im Juni 1951 kündigten die Belgier in einem Besetzungsbefehl an, das Gartenschwimmbad montags, mittwochs und donnerstags von 14:30 Uhr bis 18 Uhr für ihre Zwecke zu beschlagnahmen, was auch im Sommer dieses Jahres geschah.[11] Noch im selben Jahr jedoch kamen als Folge der Besetzung große Differenzen zwischen der Stadtverwaltung und den belgischen Truppen auf. Aus diesem Grunde wurde Ende Januar 1951 eine finanzielle Entschädigung in Höhe von 939,60 DM von der Stadtverwaltung Gemünd gefordert, denn das Schwimmbad habe große Einbußen an Besuchern erlitten. Nachmittags würden nämlich die meisten Badegäste kommen.[12] Es wurde sogar von einer „Lahmlegung des Fremdenverkehrs in Gemünd“[13] gesprochen, auch, weil die Belgier die Abmachung gebrochen hatten, das Bad im Sommer 1952 nur noch montags, dienstags und mittwochs am Vormittag von zehn bis zwölf Uhr zu besetzen. [14] Als daraufhin erneut Beschwerden eingingen, wurde beschlossen, das „Gartenschwimmbad mit Wirkung vom 8. September 1952 wieder freizugeben“.[15]

In den darauffolgenden Jahren gaben die Verantwortlichen ständig weitere Arbeiten am Schwimmbad in Auftrag. Dazu gehörten der Einbau einer Chlor- und Umwälzanlage und neue Anstriche des Schwimm- und Planschbeckens, welche in der zweiten Hälfte der 50er Jahre erfolgten und deren Ziel es war, dass die Badegäste sich wohler fühlten[16], denn die hohe Anzahl an Badegästen sollte auf keinen Fall abnehmen. Diese technischen Anlagen mussten ständig in Schuss gehalten werden. Dazu wurden die Räume, in denen die technische Ausstattung untergebracht war, im Jahre 1959 modernisiert und erweitert.[17] Durch den Bau der Turnhalle im Jahr 1964 habe sich die Attraktivität für die Besucher erhöht. Es seien im selben Gebäude nicht nur geräumigere Umkleide- und Sanitäranlagen geschaffen worden, sondern auch Gastronomiebetriebe eröffnet.[18] Eine Heizung erhielt das Freibad im Jahre 1967.[19] Diese Modernisierungen erfreuten alle Altersgruppen, denn sie konnten von den modernen Anlagen profitieren. Ab dem Jahr 1967 wurde das Bad in „Rosenbad“ umbenannt.[20] Man wählte den Namen, weil schon mindestens im Jahr 1960 „eine Stückzahl von 1008“[21] Rosen nebeneinander gepflanzt worden waren.

---

[7] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll. Gemünd 30.01.2020, geführt von Julian Franken
[8] Der vorangegangene Abschnitt bezieht sich auf: Bürgerbad Gemünd e.V.: Zeitreise Bürgerbad Gemünd eV; Stehle 1948. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.
[9] Stadtratssitzung. Gemünd 24.03.1950, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.
[10] Stadtratssitzung. Gemünd 01.06.1951, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.
[11] Vgl. Capitaine Dehelenne: Besetzungsbefehl. Anfrage an Stadtverwaltung Gemünd auf Beschlagnahme des Rosenbads zu genannten Zeiten. 1951/1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden, 1959-1963.
[12] Vgl. Stadtverwaltung Gemünd-Eifel, Der Stadtdirektor: Brief an die Kreisverwaltung in Schleiden. Entschädigung für die Beschlagnahme des städt. Schwimmbades in Gemünd. Gemünd 31.01.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.
[13] Stadt Gemünd-Eifel, Der Stadtdirektor: Brief an Herrn British Resident in Düren. Gemünd 18.07.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.
[14] Stadtratssitzung. Gemünd 23.6.1952. In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.
[15] Stadt Gemünd-Eifel, Der Stadtdirektor: Bekanntmachung zum Aushang im Stadtbezirk Gemünd. Gemünd 05.09.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.
[16] Vgl. Verein Deutscher Badefachmänner Geschäftsstelle Gladbeck (Hrsg.): Richtlinien für die Überwinterung von Freibadanlagen. o.J., S. 3, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.
[17] Vgl. Hauptausschußsitzung. Gemünd 16.01.1959, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.
[18] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1964. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.
[19] Vgl. Kölner Stadtanzeiger, 16.09.1969: Über 100 000 waren im Gemünder Freibad. In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.
[20] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V.: Zeitreise Bürgerbad Gemünd eV.
[21] Vgl. Stadt Gemünd/Eifel, Der Stadtdirektor, Abt. I: Rosen für das Schwimmbad. Gemünd 18.10.1960, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5:

Die 70er Jahre standen im Schatten der kommunalen Neugliederung in Gemünd und Schleiden. Aus dieser heraus wurde im Jahr 1990 der Verein „Bürgerbad Gemünd e.V.“ gegründet. Das Bad sei in dieser Zeit ein Zuschussbetrieb gewesen, denn die Bürger von Gemünd unterstützten den Ausbau und die Erhaltung jenes, um den Betrieb aufrecht zu erhalten. Bis zum heutigen Tag wird das Rosenbad von diesem Verein betrieben und alle Mitarbeiter, außer der Badeaufsicht, arbeiten ehrenamtlich.[22]

Im Jahre 2016 wurde ein größerer und jüngerer Vorstand gewählt, welcher aus zehn Personen besteht. Ihnen liegt es nach wie vor am Herzen, das Bad ständig zu verschönern und vor allem für Jung und Alt attraktiv zu halten.[23] Alle Einnahmen werden deshalb in die Verschönerung des Bades investiert, weshalb das Rosenbad vielen jüngeren Besuchern, wie damals auch, die Möglichkeit zum Treffen und Spielen bietet.[24]

3. Jung und Alt im Schwimmbad

3.1 Jugend

In der Nachkriegszeit war die Eifel durch die Landwirtschaft geprägt. Dies hatte zufolge, dass sehr viele Jugendliche in den Familienbetrieben mitarbeiten mussten und außerhalb der Schule nur wenig Freizeit hatten. In kleineren Dörfern wie Herhahn und Dreiborn sei die Landwirtschaft sogar noch deutlich ausgeprägter als in Gemünd gewesen. Ein gegenseitiger Besuch der Jugend aus unterschiedlichen Dörfern gestaltete sich schwierig, zum einen wegen des Zeitmangels und zum anderen, weil die meisten Menschen zu Fuß gehen mussten. So habe es in Gemünd im Jahre 1948 lediglich ein Auto gegeben, das sich die Dorfjugend manchmal ausleihen durfte.[25]

Vormittags besuchten die meisten Kinder und Jugendlichen die Volksschule, oder, wenn es ihnen möglich war, auch weiterführende Schulen. Schwimmunterricht gab es auch schon in der Volksschule. Dieser fand am Vormittag streng getrennt nach Geschlecht auch im Rosenbad statt.[26] Dies lässt sich mit Sicherheit auf die katholisch geprägte Eifel und den in der Zeit noch konservativ orientierten Staat zurückführen.

Die private Verabredung zum Schwimmen habe wohl immer spontan stattgefunden. Hauptsächlich seien Jungen mit ihren Schulkameraden zum Schwimmen ins Freibad gekommen. Dabei seien Spiel, Spaß, Unterhaltung und in den späten 50er Jahren die Begegnung mit Mädchen die Hauptaktivitäten im Schwimmbad gewesen. Ebenso hatten das richtige Erlernen von Schwimmen und Tauchen sowie der Wettkampf untereinander eine große Bedeutung. Es ist zudem wichtig zu erwähnen, dass die eher schlechte Wasserqualität bei jugendlichen Besuchern keine Rolle spielte. Der Kontakt zu Mädchen wurde in der zweiten Hälfte der 50er Jahre stärker, als diese und andere Personen mit dem Fahrrad aus anderen Ortschaften wie Kall kamen. Jungen konnten so den Kontakt zu fremden Mädchen herstellen. Diese Möglichkeit des Zeitvertreibs machte das Freibad zu einem „Lieblingsort“.[27]

Die Jugendlichen in der Nachkriegszeit weisen somit auch Parallelen zu der heutigen Jugend auf, der es beim Schwimmen auch oft um Spaß geht. Viele Jugendliche seien sogar spätabends über den Zaun geklettert, um noch einmal schwimmen gehen zu können. Gründe dafür waren die Hausaufgaben und die damit verbundene reduzierte Badezeit am Nachmittag.[28]

Der Wunsch nach Freiheit, den viele Jugendliche nach dem Krieg verspürt haben, weil sie durch ihre Eltern eingeschränkt und von den neuen Zuständen überfordert waren, könnte ein weiterer Grund für dieses Verhalten gewesen sein. Kaum ein Jugendlicher habe gerne auf dem Feld gearbeitet, weshalb der Besitz einer Jahreskarte viele Schüler sehr glücklich gemacht habe, denn so konnten die Jugendlichen in ihrer kurzen Freizeit das Schwimmbad besuchen.[29] Im Jahre 1951 kostete eine Jahreskarte für Schüler 4.00 DM[30], was für damalige

---

Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

[22] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.

[23] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V: Stehle 2016. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

[24] Vgl. Schüer Helmut: Zeitzeugeninterview.

[25] Der vorangegangene Abschnitt bezieht sich auf: Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.

[26] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.

[27] Der vorangegangene Abschnitt bezieht sich auf: Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.

[28] Vgl. ebd.

[29] Vgl. ebd.

[30] Vgl. Stadtratssitzung. Gemünd 03.07.1951, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Verhältnisse relativ günstig war und sicher viele junge Besucher anlocken konnte. Die Zahl der Jahreskarteninhaber betrug im Jahr 1954 350 Personen.[31]

Mädchen durften meist überhaupt nicht das Schwimmbad besuchen, weil leichte Bekleidung bei ihnen nicht gerne gesehen war, weshalb auf die getrennten Badezeiten verwiesen sei, welche auf Wunsch des katholischen Erziehungsausschusses bereits im Jahr 1949 eingeführt worden waren. Diese hatten jedoch keinen großen Einfluss auf die hohe Besucherzahl und auch nicht auf die Treffen zwischen Jungen und Mädchen, weil zu dieser Zeit generell kaum Mädchen ins Schwimmbad gehen durften. In einem Brief an die Stadtverwaltung äußerte sich die katholische Elternschaft zu den getrennten Badezeiten und teilte mit, dass sie für die Freude, die das Schwimmbad den Jugendlichen im Sommer biete, vollstes Verständnis habe, was auch durch die Haltung der katholischen Kirche im Sommer 1951 deutlich wird, die den Bau eines Jugendheims befürwortete. Trotzdem forderte die katholische Elternschaft vier Tage in der Woche, an denen getrennt gebadet werden solle. An zwei Tagen solle das Freibad nur für Jungen geöffnet sein und an anderen zwei nur für Mädchen. Den Rest der Woche war es für beide Geschlechter zugänglich. Zudem versicherten die Eltern, dass sie glaubten, diese Regelung täte der Popularität und dem Ruf des Bades auch unter Fremden keinen Abbruch.[32]

Aus diesem Verbot lässt sich folgern, dass Erwachsene für die Jugend eine deutliche Einschränkung darstellten, weil sie sehr auf Regeln bedacht waren. Der Bademeister nach dem Zweiten Weltkrieg, Anton Kober, war sehr interessiert daran, dass alle Badegäste schwimmen konnten, und ihm musste gehorcht werden. Jugendliche mussten sich somit an Regeln im Freibad halten und manchmal bekamen sie sogar Zeugnisse über ihre Leistungen in unterschiedlichen Schwimmtechniken.[33] Der Druck, den sie gelegentlich erlebten, kam von Eltern, erwachsenen Besuchern und unmittelbar aus dem Schwimmbad, denn die zu laute Benutzung von Kofferradios löste einen Beschwerdebrief an den Bademeister aus, in dem auf deren Verbot hingewiesen wurde. Diejenigen, die sich entspannen wollten, seien durch „Schnulzen aus einem Kofferradiogerät“[34] gestört worden. Das Freibad an sich wird in diesem Brief dennoch als „schönes Schwimmbad“[35] gelobt.

Der Konflikt zwischen Erwachsenen, die sich anscheinend ausruhen wollten, und Jugendlichen, bei denen Spiel und Spaß im Mittelpunkt standen, zeigt sich auch in einem Schreiben eines Touristen an den Stadtdirektor. Jenem bereitete das eigentlich verbotene Ballspielen ein Problem. In dem Brief wird auf die Badeordnung verwiesen, die festsetze, dass man auf der Wiese nicht Ball spielen dürfe, weil diejenigen dadurch gestört würden, die sich auf der Liegewiese entspannen wollten.[36] Aus diesem Verhalten lässt sich folgern, dass das Freibad für viele Jugendliche als Ort genutzt wurde, an dem sie ihre Persönlichkeit ausleben konnten. Zudem war es ihnen möglich, dem Alltagsstress ein wenig zu entfliehen. (vgl. Abb. (4))

Wegen der Jugendherberge, welche eigentlich für den großen Ansturm zu klein gewesen war, konnten auch Jugendgruppen auf Klassenfahrt das Freibad besuchen. Im Betriebsjahr 1953 waren es „200 Schulklassen und Jugendgruppen und 4000 Personen“[37], welche sehr wahrscheinlich den ganzen Tag über das Gemünder Freibad besuchen durften und sicherlich auch Kontakt zu heimischen Jugendlichen aufnehmen konnten. Außerdem fragte im Jahr 1960 die Schwimmabteilung des Postsportvereins Aachen an, ob sie ihre Schwimmmeisterschaften dort austragen könne.[38] An dieser Veranstaltung waren sicherlich auch Jugendliche beteiligt.

Abschließend sei gesagt, dass Ereignisse wie das Schützenfest, bei dem sich die gesamte Jugend aus der Region traf, oder z. B. Feste des Fußballvereins für Jugendliche eine andere, besondere Art des Treffpunktes darstellten als das Schwimmbad in Gemünd. Dort hatten sie auch die Gelegenheit, sich mit Gleichaltrigen zu treffen, die aus der gesamten Region stammten. Allerdings seien diese Art von Versammlungen und Attraktionen nicht

---

[31] Vgl. Kölnische Rundschau, 12.10.1954: Schwimmbad trotz Regen. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsausschnitte 1954.
[32] Der vorangegangene Abschnitt bezieht sich auf: Der kath. Erziehungsausschuss Gemünd: Einrichtung von getrennten Badezeiten für Männer u. Frauen im Schwimmbad Gemünd. Gemünd 18.06.1949, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden, 1959-1963.; Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.; Stadtratssitzung, Gemünd 20.07.1951. In: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.
[33] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.
[34] Heydt, Gerhard: Beschwerdebrief ans Rosenbad. Gemünd 8.6.o.J., In. SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.
[35] ebd.
[36] Vgl. Dr. Mädje, Adolf: Beschwerdebrief an Herrn Stadtdirektor Wilhelm Engels, Köln 05.08.1957, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.
[37] Kölnische Rundschau, 06.10.1953: Zehntausende mußten abgewiesen werden. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsausschnitte 1954.
[38] Vgl. Post-Sportverein 1925 Aachen e.V., Freiberg, Heinz: Benutzung des dortigen Freibades. Brief an die Stadtverwaltung in Gemünd/Eifel. Aachen 01.06.1960, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

alltäglich gewesen und repräsentierten eine Besonderheit, die so für das Schwimmbad nicht gegolten habe, da dieses fast jeden Tag besucht werde konnte.[39]

3.2 Erwachsene

Seitdem das Rosenbad existiert, kommen neben den Jugendlichen auch Erwachsene mit anderen Interessen in das Schwimmbad. Nach der Wiedereröffnung des Bades nach dem Zweiten Weltkrieg kamen nur sehr wenige ältere Menschen zum Schwimmen. Entweder konnten sie schlichtweg nicht schwimmen oder mussten ihre Bauernhöfe bewirtschaften. Wie die Beschwerdebriefe deutlich machen, sei das Interesse der meisten Erwachsenen das Entspannen im Schwimmbad auf der Liegewiese gewesen, weil ihnen die Wasserqualität nicht zugesagt habe. Vielen Erwachsenen war es grundsätzlich nicht wichtig, womit sich ihre Kinder in ihrer Freizeit beschäftigten, dennoch durften die meisten Mädchen aufgrund der leichten Badebekleidung nicht schwimmen gehen. Zumindest war dies die Meinung der meisten stark katholischen, bäuerlichen Haushalte bzw. Väter, denn diese hatten das Sagen. Damals gingen Erwachsene nicht mit ihren Kindern zusammen zum Schwimmen. Lediglich die Touristen, welche hauptsächlich aus den Beneluxstaaten und England kamen, waren Familien, die auf dem Campingplatz lebten und das nahegelegene Schwimmbad besuchten, manchmal sogar nur, um duschen zu gehen.[40]

Dies impliziert, dass die Angaben zur Frequentierung bzw. zum Verkauf der Karten in der Hinsicht nicht ganz stimmen, da nicht jeder Gast, der eine Karte kaufte, auch im Schwimmbad baden ging. Bademeister Kober sollte die Besucheranzahl ermitteln, damit überprüft werden konnte, ob die getrennten Badezeiten zu Beginn der 50er Jahre einen Einfluss auf den Fremdenverkehr nehmen konnten.

Erst nach der Inbetriebnahme der Chloranlage Mitte der 1950er Jahre und den Bemühungen, das Freibad im Jahre 1959 durch einen vorteilhaften Anstrich der Becken angeblich 30% attraktiver zu machen[41], nahm die Anzahl der erwachsenen Badegäste etwas zu. Dennoch lässt sich diese nicht mit der Anzahl der Fremden im Bad vergleichen. Diese war deutlich höher, aber nicht so hoch wie vor dem Krieg, was am schlechten Wetter im betrachteten Jahr gelegen habe.[42] Gleichwohl seien alle vom ansprechenden Schwimmbad erstaunt gewesen.[43] Ein weiterer Grund, warum wenige Erwachsene aus Gemünd das Bad besuchten, könnte sein, dass das Kneippbad in Gemünd die Möglichkeit für Ortsansässige bot, mit Jahreskarte umsonst besucht zu werden.[44] Die Kneippkuren sollten den Fremdenverkehr während des gesamten Jahres aufrecht erhalten, denn die Kuren fanden in einem Keller statt. Darüber hinaus heilten sie „am besten unsere Zeitkrankheiten“[45].

4. Weitere Entwicklung des Fremdenverkehrs und Vereinsgründung

Selbst noch Ende der 60er Jahre erfreute sich das Rosenbad großer Beliebtheit. Im Sommer 1969 kamen fast 100.000 Besucher. Z.B. besuchten an einem Sonntag „600 Kurgäste, Ausflügler und Einheimische“[46] das Gemünder Freibad. Dieser rege Ansturm sei zum großen Teil auf die zwei Jahre zuvor eingebaute Heizung in das Schimmbecken zurückzuführen.[47] Diese Neuerung erhöhte hauptsächlich auch die Anzahl der erwachsenen Besucher aus Gemünd.[48] Aus diesem Grund plante man den Bau eines Kursanatoriums und eines Diagnose- und Bewegungszentrums. Die Besucher dieser Einrichtungen sollten in zahlreichen Ferienapartments schlafen.[49]

Im Jahre 1972 wurde Gemünd in die Stadt Schleiden integriert, woraus resultierte, dass Gemünd keine eigene Stadtverwaltung mehr hatte und Schleidens Verwaltung unterlag. Diese kommunale Neugliederung hatte auch für das Rosenbad und den Kurbetrieb einige Nachteile, denn Kur- und Badegäste konnten sich ihre Kur nicht mehr von ihrer Krankenkasse genehmigen lassen, weil Gemünd aus der für die Krankenkassen verbindlichen

---

[39] Der vorangegangene Abschnitt bezieht sich auf: Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.
[40] Der vorangegangene Abschnitt bezieht sich auf: Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.; Kölnische Rundschau, 09.10.1954: Sommergäste fühlten sich in Gemünd sehr wohl. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsausschnitte 1954.
[41] Vgl. Paul Lechler GmbH: Brief an das Bürgermeisteramt Gemünd/Eifel. Ihr Freibad ein Zuschußbetrieb?!. Köln März 1955, In: SA Schleiden, Gemünd II, 98-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963
[42] Vgl. Kölnische Rundschau, 09.10.1954: Sommergäste fühlten sich in Gemünd sehr wohl.
[43] Vgl. ebd.
[44] Vgl. Kölnische Rundschau, 24.02.1954: Nun doch schon „Kneippbad“. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsausschnitte 1954.
[45] Kölnische Rundschau, 14.07.1953: Gemünd will Kneipp-Kuren einrichten. In: SA Schleiden, Gemünd II, 03-3+4: Zeitungsausschnitte 1994-1953.
[46] Kölnische Rundschau, 16.09.1969: Über 100 000 waren im Gemünder Freibad.
[47] Vgl. ebd.
[48] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.
[49] Vgl. Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.04.1972: Zentren für die Kur. In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.

Liste gestrichen worden war. Dennoch zeigte sich im Jahre 1973 keine Verschlechterung der Besucherzahlen, denn der Kurort habe immer noch reichlich Touristen angelockt, mehr sogar als im vorigen Jahr. Ein Drittel aller verzeichneten 6326 Gäste aus den Monaten Juli und August haben Urlaub in der Jugendherberge nahe des Freibads oder auf dem Campingplatz Schleiden verbracht. Die Besucher stammten, wie auch in den 50er Jahren, vor allem aus den Beneluxstaaten und Holland.[50] Aus England kamen weniger Touristen, vermutlich, weil die Eifel aufgrund der länger zurückliegenden britischen Besatzung bei den Briten weniger bekannt geworden war. Für Besucher aus den Beneluxstaaten muss die Anreise einfach gewesen sein. Daher rührte die hohe Anzahl an Kur- und Badegästen aus diesen Ländern.

Neun Jahre nach der kommunalen Neugliederung beschloss die Stadt die abwechselnde jährliche Öffnung des Gemünder und Schleidener Freibades. Die Gemünder Bürger wollten dies nicht dulden, denn das Schleidener Freibad sollte modernisiert werden, wohingegen das Rosenbad vernachlässigt wurde.[51] Die Unterstützer des Schwimmbads hatten Angst, dass eine Eröffnung im Jahre 1982 nicht gewährleistet sei.[52] Durch den Einsatz der Interessensgemeinschaft und die Hilfe von „30 Frauen, Männer[n] und Mädchen“[53] konnte das Rosenbad trotzdem im Sommer 1982 eröffnet werden und der Betrieb wurde bis in das Jahr 1989 gewährleistet. (vgl. Abb. (3)) Da das Material zur Ausbesserung damals teuer war, war man auf Spenden von Betrieben und Hilfe von Fachmännern angewiesen. Diesen Menschen war die Wiedereröffnung ebenfalls wichtig, wenn auch vielleicht nur aus Werbezwecken. Besonders fällt auf, dass der Wunsch nach dem Erhalt des Fremdenverkehrs in Gemünd wohl ein Grund war, warum ortsansässige Cafés und Geschäfte halfen, das Wasser zu bezahlen. Selbst die damalige Fahrschule in Gemünd und zwei Banken leisteten ihren Beitrag.[54]

Im Jahre vor der Übernahme durch den neu gegründeten Verein am 12.05.1990 war das Rosenbad geschlossen gewesen, weil der Vertrag mit der Betreibergesellschaft ausgelaufen war.[55] Der Wunsch nach dem Erhalt des Badebetriebs im geliebten Schwimmbad zeigte sich im Engagement seitens der Bevölkerung. Es habe laut des Vorstandes wieder genug Freiwillige gegeben, die allesamt dazu beigetragen haben, dass das Schwimmbad schnellstmöglich wiedereröffnen konnte, indem sie beim Saubermachen halfen.[56] Sowohl technisch als auch personell sei das Bad betriebsbereit gewesen.[57] Aus all diesen Gründen fällt auf, dass das Rosenbad eine besonders wichtige Rolle in der Bevölkerung eingenommen haben muss. Dies lässt sich auch damit begründen, dass Jugendliche, die in der Nachkriegszeit das Freibad besucht und schätzen gelernt hatten, nun erwachsen geworden waren und es erhalten wollten. Mein Interviewpartner ist heute auch noch für das Rosenbad aktiv. Er möchte, dass das Schwimmbad für den Besuch von Jung und Alt erhalten bleibt, weil das Bad immer noch sehr beliebt ist.[58] Diese Verhaltensweisen unterstreichen, dass es der Gemünder Bevölkerung wichtig war, das Freibad für sich und andere zu erhalten.

5. Fazit

Das Lied „Schwemmbad“ ließe sich gewissermaßen als Hymne des Rosenbads verstehen, was auch meine Arbeitsergebnisse zeigen. Interessant ist nämlich durchaus, dass gerade für das im ländlichen Gemünd gelegene Rosenbad eben dieses Lied geschrieben zu sein scheint. Die Auseinandersetzung mit den Motiven der Besuchergruppen offenbart, dass die Liedzeile „Mer jon en et Schwemmbad, wo soll mer och hinjon?“ die Bedeutung des Rosenbads für das Lebensgefühl der heranwachsenden Gemünder in der Nachkriegszeit widerspiegelt.

Allein schon die im Lied präsentierte Ausgangssituation zeigt das Potenzial des Freibades auf, zum sozialen Treffpunkt zu werden.

Das Rosenbad war nämlich, zumindest für die Jugend, einziger Treffpunkt in Gemünd für lange Zeit. Aus diesem Grund muss dort ein sozialer Austausch stattgefunden haben, denn besonders seit den 50er Jahren trafen sich dort die Jugendlichen des Dorfes, zwanglos und unter Auslebung ihrer Persönlichkeit (vgl.

---

[50] Vgl. In der Saison blieb in Gemünd kein Bett frei. o.D., In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.
[51] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.
[52] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1982. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.
[53] Vgl. Kölnische Rundschau, 07.06.1982: Bürgerbad blitzeblank – Wasser kann heute laufen. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.
[54] Vgl. ebd.
[55] Vgl. Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1982.
[56] Vgl. Schleidener Wochenspiegel, 02.05.1990: Rosenbad-Eröffnung 12. Mai. 23. Jahrgang, Nr. 18, In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.
[57] Vgl. ebd.
[58] Vgl. Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview.

„Lieblingsort“). Darüber hinaus lernten sie andere Gleichaltrige aus der Jugendherberge kennen, weshalb die Möglichkeit zum sozialen Austausch über Dorfgrenzen hinweg ermöglicht wurde. Dies geschah sowohl in der Nachkriegszeit als auch in späteren Jahren.

Die Erwachsenen stellten in dieser Zeit eher ein Hindernis dar, das den sozialen Treffpunkt gefährden könnte. Sowohl die Erwachsenen als auch die Jugendlichen vertrieben sich ihre Zeit im Freibad, auch wenn letztere aufgrund ihres Verhaltens nicht immer geduldet wurden. Die Gruppe der Erwachsenen ist durchaus ambivalent, weil sie zwar den sozialen Austausch, der sich bei den Jugendlichen durch Musik oder Spiele verstärkte, zu verhindern schien, aber trotzdem den Kontakt mit Fremden förderte. Aufgrund der Tatsache, dass sich die Dorfschüler fast immer im Sommer im Schwimmbad trafen, erscheint es logisch, dass sie sich über Vorkommnisse des Vormittags oder z.B. Streiche austauschten, denn für sie war es die einzige Möglichkeit des Zusammenseins. Dass sie selbst verbotenerweise nochmals ins Schwimmbad kletterten, unterstreicht zudem den besonderen Status, den es einnahm. Genau diese Einzigartigkeit des Rosenbads und der Status, den es einnahm und einnimmt, wird auch in der Liedzeile deutlich und sorgt dafür, dass sie für mich zutrifft.

Die Heranwachsenden identifizierten sich mit dem Schwimmbad. Dies schweißte zusammen und schuf ein Gruppengefühl untereinander. In diesen Gruppen wurden in der Regel auch neue soziale Kontakte geknüpft, auch fremde Mitglieder „integriert“ bzw. aufgenommen.

Die belgische Besatzung blieb den Jugendlichen vermutlich eher nicht in Erinnerung und störte wohl somit die Entwicklung des Schwimmbades aus der Sicht der Jugendlichen nicht grundlegend, sondern vielleicht nur temporär. Zumindest zeigt dies mein Interview.

Mit Anstieg des Fremdenverkehrs konnte sich der aus den oben genannten Gründen entstandene soziale Treffpunkt qualitativ und quantitativ verbessern. Es kamen mehr fremde Familien, aus denen sich sowohl Erwachsene als auch Jugendliche rege austauschten. Den Erwachsenen war es somit möglich, sich auf ihre Weise zu entspannen, was für sie dann einen Zeitvertreib darstellte, aber aufgrund des oben genannten Aspektes auch den sozialen Treffpunkt förderte.

Da selbst die kommunale Neugliederung die Besucherzahlen auf die Dauer nicht negativ beeinflussen konnte, störte sie nicht die Entwicklung zum sozialen Treffpunkt. Die Gemünder Bürger handelten schnell, weil sie den für sie und die Fremden wichtigen Ort erhalten wollten.

In Zeiten schlechter Mobilität und wenigen Gelegenheiten zum Treffen in der Nachkriegszeit waren Jugendliche auf z.B. Schützenfesten oder Sportfesten zusammengekommen. Dennoch kamen im Laufe der Zeit Mädchen und Jungen aus Nachbardörfern auch oft ins Gemünder Freibad, um sich zu treffen, weil sie die Möglichkeit zum Besuchen anderer Ortschaften bekamen. Somit muss das soziale Leben der jungen Leute in gewisser Weise ins Rosenbad verlagert worden sein, weil das Schwimmbad den alltäglichen Kontakt ermöglichte und die Jugendlichen diese Chance nutzen konnten.

Aus all diesen Gründen lässt sich sagen, dass das Gemünder Rosenbad durch die genannten Aspekte direkt nach Kriegsbeginn zwar stets zum Zeitvertreib der Bevölkerung diente, aber sich fortlaufend auch zu einem sozialen Treffpunkt entwickelte, wobei immer das Treffen und der soziale Austausch zwischen gleichaltrigen Personen gepflegt wurden. Dies ist auf die doch unterschiedlichen Interessen zurückzuführen.

In der heutigen Zeit treffen sich viele Jugendliche auch noch spontan im Schwimmbad. Trotzdem wird das Rosenbad eher wieder zu einem Ort des Zeitvertreibs und nimmt nicht die Rolle eines sozialen Treffpunktes ein, weil insbesondere Jugendliche heute so viel mehr und für sie oft bessere Gelegenheiten zum Austausch haben, auch wenn man ihnen mehr zur Beschäftigung im Schwimmbad bietet. Dennoch scheint es so, dass die Hymne des Rosenbads bzw. die Liedzeile immer noch in gewisser Weise zutreffen, denn meine persönliche Erfahrung ist, dass das Schwimmbad im Sommer für die Jugend sehr wichtig ist. Jugendliche verbringen an anderen Orten ihre Freizeit und brauchen das Rosenbad nicht, um Kontakte zu knüpfen, jedoch um sich mit ihren Freunden zu entspannen bzw. sich spontan in Gruppen ohne Verabredung zusammenzufinden.

Bilder

Abb. 1: Das Rosenbad vor dem zweiten Weltkrieg.

Abb. 2: Das „Gartenschwimmbad“ am Tage der Einweihung durch die Nationalsozialisten.

Abb. 3: Die Liegewiese im Gartenschwimmbad Gemünd, aufgenommen im Jahre 1948.

Abb. 4: Helfer bei der Instandsetzung des Freibades im Sommer 1982 nach der Bürgerinitiative.

Literaturverzeichnis

Bläck Fööss: Textsammlung. Schwemmbad. Verlag De Bläck Fööss Musikverlag GmbH, 1979, URL: https://www.blaeckfoeoess.de/page-23/page-81/index.html, 01.03.2020.

Schüer, Helmut: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll. Gemünd 30.01.2020, geführt von Julian Franken.

Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle [sic!] 1936. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1948. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1964. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 1982. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Bürgerbad Gemünd e.V.: Stehle 2016. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Bürgerbad Gemünd e.V.: Zeitreise Bürgerbad Gemünd e.V. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Stadtratssitzung. Gemünd 24.03.1950, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Stadtratssitzung. Gemünd 01.06.1951, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Stadtratssitzung. Gemünd 03.07.1951, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Stadtratssitzung. Gemünd 20.07.1951, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Stadtratssitzung. Gemünd 23.06.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Hauptausschusssitzung. Gemünd 16.01.1959, In: SA Schleiden, Gemünd II, 02-12: Niederschriften über Sitzungen des Stadtrates 1946-1952.

Kölnische Rundschau, 14.07.1953: Gemünd will Kneipp-Kuren einrichten. In: SA Schleiden, Gemünd II, 03-3+4: Zeitungsausschnitte 1949-1953.

Kölnische Rundschau, 06.10.1953: Zehntausende mußten abgewiesen werden. In: SA Schleiden, Gemünd II, 03-3+4: Zeitungsausschnitte 1949-1953.

Kölnische Rundschau, 24.02.1954: Nun doch schon „Kneippbad“. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsauschnitte 1954.

Kölnische Rundschau, 09.10.1954: Sommergäste fühlten sich in Gemünd sehr wohl. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsausschnitte 1954.

Kölnische Rundschau, 12.10.1954: Schwimmbad trotz Regen. In: SA Schleiden, Gemünd II, 09-5: Zeitungsausschnitte 1954.

Kölner Stadtanzeiger, 16.09.1969: Über 100 000 waren im Gemünder Freibad. In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.04.1972: Zentren für die Kur. In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.

Kölner Stadtanzeiger, 24.10.1973: Kur in Gemünd nicht bewilligt. In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.

Kölnische Rundschau, 07.06.1982: Bürgerbad blitzeblank – Wasser kann heute laufen. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Bad. Gemünd Mai 2019.

Schleidener Wochenspiegel, 02.05.1990: Rosenbad-Eröffnung 12. Mai. 23. Jahrgang, Nr. 18, In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Bad. Gemünd Mai 2019.

In der Saison blieb in Gemünd kein Bett frei. o.D., In: SA Schleiden, Schleiden III, 609: Zeitungsausschnitte 1965-1975.

Der kath. Erziehungsausschuss Gemünd: Einrichtung von getrennten Badezeiten für Männer u. Frauen im Schwimmbad Gemünd. Gemünd 18.06.1949, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Capitaine Dehelenne: Besetzungsbefehl. Anfrage an Stadtverwaltung Gemünd auf Beschlagnahme des Rosenbads zu genannten Zeiten. 1951/1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Stadtverwaltung Gemünd-Eifel, Der Stadtdirektor: Brief an die Kreisverwaltung in Schleiden. Entschädigung für die Beschlagnahme des städt. Schwimmbades in Gemünd. Gemünd 31.01.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Stadt Gemünd-Eifel, Der Stadtdirektor: Brief an den Herrn British Resident in Düren. Gemünd 18.07.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Stadt Gemünd-Eifel, Der Stadtdirektor: Bekanntmachung zum Aushang im Stadtbezirk Gemünd. Gemünd 05.09.1952, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Paul Lechler GmbH: Brief an das Bürgermeisteramt Gemünd/Eifel. Ihr Freibad ein Zuschußbetrieb?!. Köln März 1955, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Dr. Mädje, Adolf: Beschwerdebrief an Herrn Stadtdirektor Wilhelm Engels. Köln 05.08.1957, In: SA

Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Post-Sportverein 1925 Aachen e.V., Freiberg, Heinz: Benutzung des dortigen Freibades. Brief an die Stadtverwaltung in Gemünd/Eifel. Aachen 01.06.1960, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Stadt Gemünd/Eifel, Der Stadtdirektor, Abt. I: Rosen für das Schwimmbad. Gemünd 18.10.1960, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Heydt, Gerhard: Beschwerdebrief ans Rosenbad. Gemünd 8.6.o.J., In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Verein Deutscher Badefachmänner Geschäftsstelle Gladbeck (Hrsg.): Richtlinien für die Überwinterung von Freibadanlagen. o.D., S. 3, In: SA Schleiden, Gemünd II, 89-5: Instandhaltung des Freibades, Unfälle und Beschwerden. 1959-1963.

Abbildungsverzeichnis

Abb. 1: Bürgerbad Gemünd e.V.: 1937_Tietel_70dpi. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Abb. 2: Bürgerbad Gemünd e.V.: Einweihung 1937-06-12_13. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Abb. 3: Bürgerbad Gemünd e.V.: 1948 Liegewiese. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019

Abb. 4: Bürgerbad Gemünd e.V.: Papa_2. In: Bürgerbad Gemünd e.V. (Hrsg.): Ausstellung zur Geschichte des Rosenbads. Gemünd Mai 2019.

Von Milchmädchenrechnungen und Pfennigfuchsern

Gruppenarbeit von Leon Ronig (13), Klasse 8, SRS und Niklas Toporowsky (15), Klasse 10, CFS

Wir beschreiben die Kindheit und Jugend unseres Opas Eberhard Toporowsky, der als Halbwaise bei seinen Großeltern in Gemünd aufgewachsen ist. Um die Erzählungen einzugrenzen, beschränken wir uns auf einen „normalen" Tagesablauf, das Baden am Samstag sowie die Kirmes in Gemünd.

Wir weisen an dieser Stelle darauf hin, dass wir unterschiedliche Jahre eingebaut haben. Das liegt daran, dass unser Opa sich an die jeweiligen Gegebenheiten unterschiedlich gut erinnert. Deshalb passt der Schultag in der Oberklasse vom Alter her nicht mit der vorgenommenen Kirmeserzählung zusammen.

Wir schreiben in der Ich-Perspektive, lassen also unseren Opa „seine Geschichte" erzählen.

Was der Tag so bringt ...

Ich werde wach. Fünf Uhr. Perfekte Zeit zum Aufstehen. Ein Wecker hat mich nicht geweckt, sondern die Gewohnheit, um diese Zeit aufzustehen. Ich ziehe mich an. Das ist schnell passiert, denn ich besitze eine Lederhose für die Woche. Dazu ein paar Hemden, selbstgestrickte Socken (Bild 1). Fertig.[1]

Zuerst versorge ich die Tiere: 2 Pferde, Schweine, 35 Kaninchen, Enten und Hühner (Bild 2). Damit bin ich um viertel vor sechs fertig. Heute läuft es gut. Ich frühstücke schnell alleine, denn meine Großeltern gehen schon ihrer Arbeit nach. Es gibt Brot, selbstgemachte Marmelade, selbstgemachte Leberwurst und Blutwurst, Aufschnitt von der Metzgerei Heck[2], bei der meine Mutter arbeitet, Butter und natürlich: Milch.

Ich wasche mich kurz und laufe zur Kirche, um die Frühmesse zu dienen. In Gemünd sind jeden Tag Frühmessen.[3] Heute ist Pater Clemens aus dem Kloster Mariawald da. Es ist üblich, dass Küster und Messdiener von den Priestern etwas Geld für ihren Dienst bekommen. Der Pater aus dem Kloster gehört leider nicht dazu. Schade ...

Er ist zur Armut verpflichtet. Heute habe ich aber Glück! Der Pater Clemens nimmt mich nach der Messe zur Seite und sagt: „Heute habe ich auch was für dich, Junge!" Er kramt lange in den tiefen Taschen seiner Soutane und endlich kommen zwei Bonbons zutage. Ich bin selig. Zu Hause lege ich sie auf meinen Nachttisch. Dort bewahre ich sie für einen ganz besonderen Moment auf.

Seit der Früh ist mein Opa mit der Milch unterwegs. Er ist einer der beiden „Milchmänner"[4] in Gemünd und liefert täglich bis zu 300 l Milch an die Haushalte in einem Teil von Gemünd (Braubach, Malsbenden, Nierfeld) aus. Das ist sein Haupterwerb (Bild 3)[5]. Ich laufe also mit meiner Schultasche von der Gemünder Straße, wo wir wohnen, bis dorthin, wo Opa mit seinem Milchwagen (Bild 4) steht. Ich helfe ihm noch die Milch zu den Kunden zu bringen (Bild 5), bis ich Hans-Joachim Lorbach[6], den letzten Jungen aus Malsbenden zur Schule eilen sehe. Jetzt heißt es: rennen. „Komm, Junge, zum nächsten Haus schaffst du noch!", sagt Opa. Strafe für zu spät kommen gibt es zum Glück nicht. Außerdem bin ich ein echt schneller Läufer ...

Unsere Schule ist in der Dreiborner Straße[7]. Beginn ist um acht Uhr. Ich bin in der Oberklasse mit 50 anderen Jungen. In der Tasche habe ich 2 neue Schulhefte, die ich mir gestern für jeweils 25 Pfennige gekauft habe. Ein Freund hat mir den Hinweis gegeben, dass mich ein Mitschüler, mit dem ich mich geprügelt habe (ich gebe zu, ich bin stärker ...) beim Lehrer verpfiffen hat. Er hat ihm gesteckt, dass ich so gut wie nie meine Aufgaben mache. Also bin ich für heute vorbereitet und habe die Aufgaben der letzten drei Tage jeweils in das neue Heft gemacht. Wir werden sehen, was passiert ...

---

[1] Für sonntags habe ich zusätzlich eine Stoffhose.

[2] Heute noch ansässig in Gemünd.

[3] Bis zum 2. Vatikanischen Konzil (1969) mussten Priester jeden Tag eine Messe lesen.

[4] Der andere ist Erich Dahmen, dessen Sohn Werner noch heute an der gleichen Stelle einen Hotel- und Restaurantbetrieb in Gemünd hat.

[5] Bis 1963.

[6] Hans-Joachim Lorbach ist der Bruder des späteren Bürgermeisters der Stadt Schleiden, Christoph Lorbach (1997-2004)

[7] Heute ist dort das "Kunst Forum Eifel" untergebracht. Später war die Schule im heutigen Katharinenhof. [8] Heute nennt man das Geometrie

Heute sind die vier Hauptfächer dran: Rechnen, Raumlehre[8], Religion und Rechtschreiben (Bild 6). Wir starten wieder mal mit dem 1x1. Lehrer Lehner[8] geht mit dem Lineal und seinem kleinen Notizbüchlein herum und verlangt schnelle Antworten auf Aufgaben des kleinen und großen 1x1. „7 mal 15!!??" Er zeigt mit dem etwa 1m langen und 10cm breiten Lineal auf einen Schüler. Die Antwort kam zu langsam. Zack. Zur Strafe gibt es einen Schlag mit dem Lineal auf den Arm.

Weil Lehner unzufrieden ist, lässt er Teile des großen 1x1 an die Tafel schreiben und dann uns Schüler schnell abschreiben. Das müssen wir bis morgen lernen.

Anschließend kommt er zu mir. „Hausaufgaben vorzeigen!" Ich lege ihm beide Hefte vor. Er nimmt sie sich, blättert, nickt. Dann geht er weiter durch die Reihen und zack, die Petze[9] bekommt einen Schlag mit dem Lineal. Ohne weitere Worte, ohne Standpauke. Aber von mir wird es noch eine richtige Abreibung geben ... Die Rechnung ist also nicht aufgegangen. Milchmädchen ...

In der nächsten Stunde Rechtschreiben gibt's wieder ein Diktat. Hier muss ich besonders am Ende der Stunde aufpassen: Wenn es klingelt und ich schreibe auch nur noch einen Buchstaben und werde erwischt, ist der Test 5. Das ist mir allerdings noch nie passiert (Bild 7).

Ich bin in der Klasse zuständig, das Geld für Milch oder Kakao einzusammeln.

Außerdem gibt es noch die Schülerzeitschrift „Gib acht!"[10]. Auch dafür sammle ich das Geld. Ich gebe also in der Pause dem Lehrer meine säuberlich geführte Liste. Anhand derer kann er ablesen, wer noch nicht sein Geld bezahlt hat. Das sind meist nur wenige Schüler.

Das Fach Religion wird vom Pastor unterrichtet, Dr. Adolf Heitzer[11]. Der Unterricht fängt immer gleich an: mit einem Gesetz vom Rosenkranz. Anschließend erklärt er einen Teil aus dem Katechismus (Bild 8). Dr. Heitzer ist ein sehr gebildeter Mann und ich finde, er kann gut erklären. Deshalb höre ich ihm gerne zu.

Zuhause gibt es sofort Essen. Gemüse aus dem Garten, Kartoffeln, Fleisch. Opa ist ausnahmsweise schon fertig mit dem Ausfahren der Milch. Zuerst muss ich Gras für die Schweine schneiden. Opa ist in der Zeit schon zur Feldarbeit unterwegs. Heute machen wir wieder Kartoffeln aus. Insgesamt werden wir ca. 100 Zentner ernten. Im Frühjahr haben wir sie gesetzt und nun werden sie mit der Hacke ausgemacht. Ich hebe die Kartoffeln auf. Pro Zentner bekomme ich 5 Pfennige Lohn. Kleinvieh mach halt auch Mist ... Dafür muss ich natürlich die kleinen und unbrauchbaren von den Kartoffeln, die verkauft werden sollen, trennen. Ein Zentner Kartoffeln kostet etwa 6,50 Mark. Die werden nun nach und nach verkauft.

Bevor es dunkel wird, hören wir mit der Ernte auf. Ich versorge noch die Tiere und esse etwas. Dann ist der arbeitsreiche Tag zu Ende. Ich überlege noch, ob ich die Schularbeiten machen soll. Aber Lehner wird mich morgen nicht mehr fragen. Da bin ich sicher. Ich mache sie also nicht mehr und gehe zu Bett. Morgen früh ist nämlich wieder zeitiges Aufstehen angesagt.

Das Bad am Samstagabend[12]

Heute ist Samstag. Baden ist angesagt. Der Boiler ist schon mit dem Wasserhahn aufgefüllt worden. Jetzt heißt es Feuer machen, um das Wasser zu erhitzen. Das Holz dafür habe ich heute Morgen nach dem Füttern schon geholt. Oma hat entschieden, dass ich heute als Erster baden soll. Oft bin ich als Letzter dran. Aber Opa hat heute Nachmittag noch bei Lütz[13] Kohlen gefahren. Deshalb ist er der Schmutzigste. Und nur das zählt ...

Im Badezimmer ist es enorm heiß. Klar, das Feuer hat ja nicht nur das Wasser erhitzt, sondern auch das Zimmer. Ich lasse das warme Wasser aus dem Boiler über den Auslauf, der direkt über der Badewanne ist, in die Wanne laufen (Bild 9). Ich lege mich ins warme Nass und denke ... „Was für eine tolle Erfindung. Wenn ich daran denke, dass wir vorher noch das Wasser in einem Kessel wärmen und dann in eine Zinkwanne in der

---

[8] Raphael Lehner war gleichzeitig Direktor der Schule

[9] Der Name des Mitschülers ist unserem Opa noch bekannt, er möchte ihn aber nicht preisgeben

[10] *"Gib acht!" erschien erstmals 1950*

[11] Dr. Adolf Heitzer, 1952-1979 Pfarrer in St. Nikolaus Gemünd und Dechant

[12] Titel nach einer Geschichte von Wilhelm Busch. Lesenswert…

[13] Firma Lütz ist auch heute noch in Gemünd ansässig, allerdings an anderer Stelle

Küche schütten mussten. Gut, dass Onkel Karl das Badezimmer eingerichtet hat." Bevor ich aus der Wanne komme, höre ich Oma rufen: „Denk auch an die Ohren". Ach ja ... Ich nehme mir die Seife nochmal.

Nachdem auch der Letzte gebadet hat, putzt Oma mit dem Badewasser noch das Haus. Erst danach wird das restliche Wasser aus der Wanne gelassen.

Kirmes in Gemünd

„Wenn Jemöngder Kirmes oss, moss mer de Ärpel uss hann." („Wenn in Gemünd Kirmes ist, müssen die Kartoffeln ausgemacht sein") Und die sind aus. Es ist Kirmes!!! Ich habe mich schon lange darauf gefreut. Karussells, Losbuden, Zahlenbüdchen, Selbstfahrautos[14] und so weiter. In Gemünd ist richtig was los. Außerdem kocht Oma was Besonderes. Und das an allen Tagen!!!

Es ist Sonntag nach dem Oktoberneumond und ich gehe zur Kirmes. Von meinem Onkel Walter habe ich 5 Mark Kirmesgeld bekommen. Ich bin ein echter Glückspilz!!! Ich schlendere an den Fahrgeschäften vorbei. Die Fahrt auf dem einfachen Karussell kostet 20 Pfennige. Puh! Dafür muss ich vier Zentner Kartoffeln aufheben. Das ist eine denkbar schlechte Investition. Die Fahrt auf den Selbstfahrautos? Vergiss es. 80 Pfennige. Dafür werfe ich mein Geld nicht raus. Mein Onkel kommt. „Warum fährst du nicht Karussell?" Ich rechne es ihm auch vor. Vier Zentner Kartoffeln für ein paar Minuten Vergnügen. „Dann gib mir meine 5 Mark zurück. Die brauchst du dann ja nicht!" Das bekommt (zum Glück) meine Tante Klara mit. „Du hast dem Jung das Geld gegeben. Das behält er auch." Und zu mir: „Du kannst damit machen, was du willst." Und das tue ich dann auch. Am „Zahlenbüdchen" ist nicht so viel los. Ich lege 10 Pfennige auf die Zahl 1. Meine Glückszahl ... Alle sechs Glasplatten sind belegt. Der alte, gemütliche Mann in der Bude lässt per Zufallsgenerator eine Zahl aussuchen. „Die 1 gewinnt", sagt er. Das Licht an der Zahl 1 leuchtet auf. Jippie! Gewonnen!! Ich bekomme eine Wertkarte. Je öfter ich gewinne, desto mehr Wertkarten bekomme ich. Am Ende der Kirmes suche ich mir an dieser Bude einen tollen Preis aus. Ich habe auch schon was ins Auge gefasst ...

Resümee

Gut, dass sich in den letzten 70 Jahren viele Dinge des alltäglichen Lebens verändert haben. Besonders die Technik und die heute komfortable Wohnsituation möchte wohl niemand mehr missen. So ist heutzutage Baden und Duschen eine Selbstverständlichkeit geworden: Warmes Wasser steht im Überfluss bereit, es gibt Unmengen an Seifen oder Shampoos und das Badezimmer ist durch die Heizung genau richtig aufgeheizt. Und das tagtäglich.

Sämtliche Räume sind zu allen Jahreszeiten auf erträgliche Temperaturen schnell aufgeheizt, ohne dass zuvor Holz herangeschafft werden muss.

Die freudige Erwartung auf die Kirmes hat sich sicher in den letzten 70 Jahren deutlich gewandelt. Während man heutzutage an jedem Wochenende zu einer anderen Veranstaltung, Freizeitpark oder ähnlichen Vergnügungen aufbrechen könnte, war die Kirmes zur Kindheit und Jugend unseres Opas „das" Fest, auf welches man sich im Vorfeld schon lange freute. Wahrscheinlich nicht verändert hat sich hingegen die Tatsache, dass Vergnügungen, egal welcher Art, kostspielig sind.

Die Arbeiten, die Kinder und Jugendliche im Haus, auf dem Feld oder im Garten leisten müssen, haben sich seitdem in den meisten Fällen völlig verändert. Wenn es heute noch Tätigkeiten dieser Art zu verrichten gibt, dann nicht vor der Schule und auch erst nach den Schulaufgaben. Das hat oberste Priorität. Zudem ist niemand mehr auf Selbstversorgung angewiesen. Die Arbeit im eigenen Garten hat also einen ganz neuen Stellenwert bekommen.

Uns hat von den Erzählungen unseres Opas am meisten imponiert, wie sehr sich die Rolle von Kindern und Jugendlichen verändert hat. Die Selbstverständlichkeit, mit der unser Opa die Tiere versorgte und auf dem Feld gearbeitet hat, hat uns sehr beeindruckt. Nachdenklich hat uns der Bericht über die Kirmes gestimmt. Während wir beide vielfach nur die Hand aufhalten und uns selbstverständlich Geld für alle möglichen Dinge fragen, musste unser Opa doch sehr genau rechnen, für was er sein Geld ausgab. 5 Pfennige für einen Zentner (50kg!!!) Kartoffeln. Würden wir für ähnlich anstrengende Arbeiten heute entsprechend bezahlt, würden wir

[14] Heute: Autoscooter

wahrscheinlich auch auf das ein oder andere eher verzichten. Und wie viele Eltern arbeiten heute genau wie die Großeltern unseres Opas hart, um sich etwas leisten zu können – auch für ihre Kinder.

Geld und andere Annehmlichkeiten fallen nicht vom Himmel. Der Bericht hat uns nochmal mehr vor Augen geführt, dass wir, trotz allem Wohlstand, nicht vergessen sollten, dass wir in sehr guten Verhältnissen aufwachsen. Dass wir häufiger darüber nachdenken sollten, woher das Geld kommt, das wir einfordern, und dass wir das ein oder andere Mal auch unseren Eltern/Großeltern zur Hand gehen sollten, ohne zu meckern.

Bilder zum Aufsatz

Bild 1: Opa in seiner üblichen Kleidung: Lederhose, gestrickte Socken, Hemd, gestrickter Pullover.

Bild 2: Opa mit einem seiner Pferde.

Bild 4: Mit Opa unterwegs.

Ein echtes „Original" weniger im Stadtbild von Gemünd

Milchmann Konrad Hilgers machte am Donnerstag seine letzte Runde

Gemünd. — Nicht nur Kirchen, öffentliche Bauten oder Denkmäler charakterisieren eine Stadt, sondern ebenso der Bäckerjunge, die Zeitungsbotin und der Milchmann, die weder im Sommer noch im Winter im alltäglichen Straßenbild Gemünds fehlen. Nicht — den Milchmann Konrad Hilgers müssen wir infolge seines vorgerückten Alters seit Donnerstag das Geschäft aufgegeben hat. Er war ein echtes „Original" im Gemünder Straßenbild.

Ein „Original" im Gemünder Straßenbild: Milchmann Konrad Hilgers, den selbst jedes Kind kennt. Er machte am Donnerstag die letzte Runde. Dieses Bild entstand auf seiner „Abschiedsfahrt" durch Nierfeld. (EVZ-Foto: Braun)

Seit 1949 versorgte er allmorgendlich im Gemünder Stadtkern, in Nierfeld und in Malsbenden zahlreiche Milchkunden. Er übernahm dieses Geschäft von seinem im letzten Weltkrieg gefallenen Bruder Josef. 14 Jahre, Sommer wie Winter, Milchmann „gespielt" zu haben, will etwas heißen, schließlich war Konrad Hilgers diese 14 Jahre jeden Morgen von 5 Uhr an auf den Beinen.

Hilgers weiß noch viele interessante Episoden aus der Zeit zu erzählen, als er die Milch noch mit einem Pferdewagen ausfuhr. Damals zapfte er jeden Morgen auf dem Weg von Tür zu Tür 150 Liter Milch ab. In den letzten Jahren — seit der Motorisierung — waren es täglich 300 Lieter. Jeder Kunde kam mit einem nur kleinen Topf, und so läßt sich denken, daß Hilgers sich manchmal — gerade jetzt im Winter — müde zapfte, bis daß alle Kunden versorgt und das 300-Liter-Faß endlich leer war.

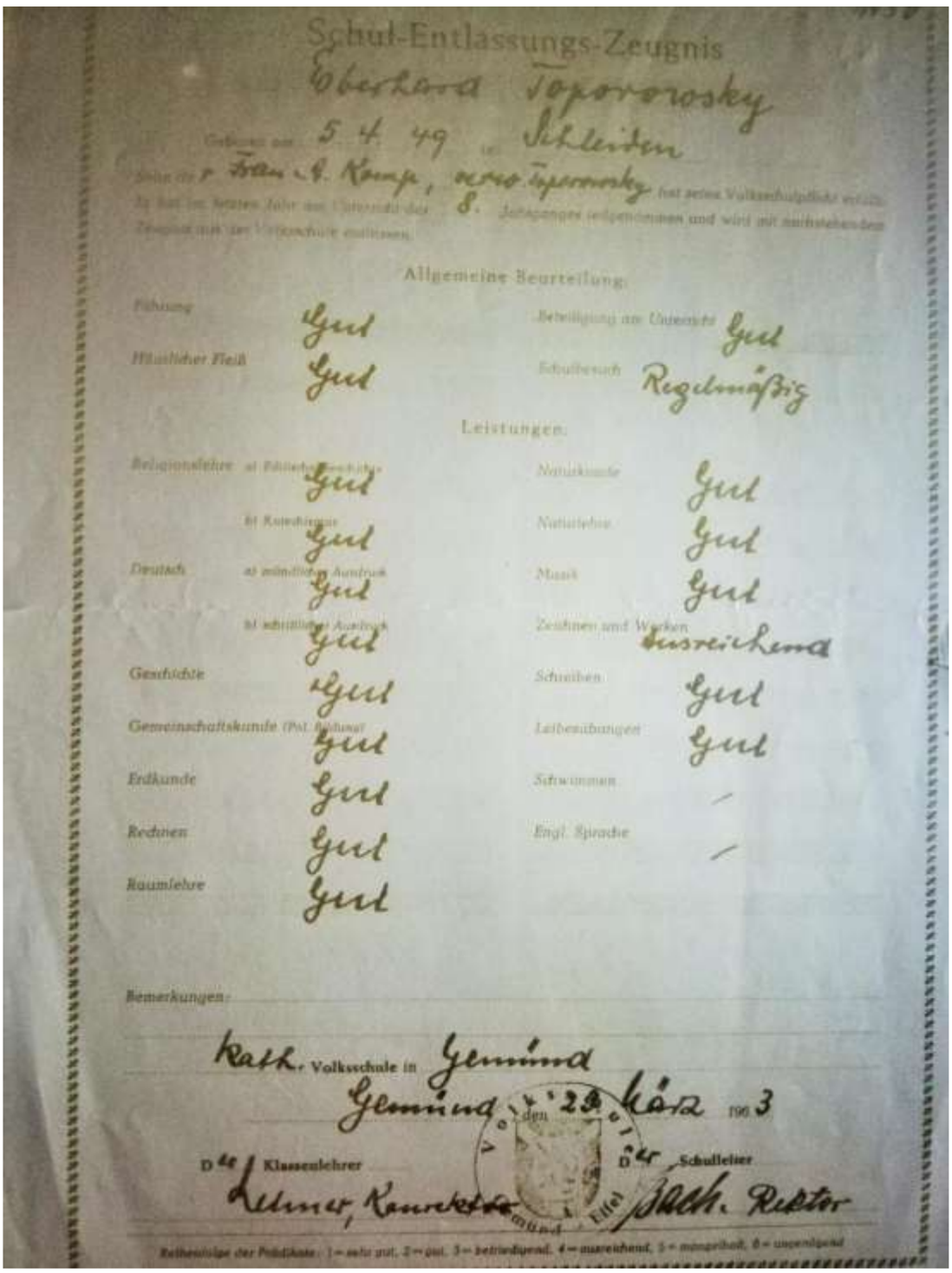
Hilgers hätte im übrigen nie daran gedacht, daß ihm ausgerechnet der letzte Winter seiner Tätigkeit als Milchmann soviel Unangenehmes bereitet haben würde. In den letzten Wochen hatte er die Finger oftmals blau gefroren, wenn er seine Runde hinter sich hatte. Die Finger schmerzten oft so sehr, daß er kaum noch den Zapfhahn zu drehen vermochte. Hilgers aber war dennoch stets guter Laune und versorgte seine Kunden pünktlich, die über ihn ohnehin nie zu klagen hatten. Sie hatten sich so daran gewöhnt, den Milchmann Hilgers morgens vor der Haustür zu sehen wie die Brötchen auf dem Fensterbrett.

Im Namen aller Kunden spricht die EVZ ihm heute Dank und Anerkennung aus für seine oftmals wirklich harte und mühselige Arbeit und wünscht ihm einen wohlverdienten und geruhsamen Lebensabend. -cb-

Bild 3: Zeitungsartikel von 1963

Bild 5: Kundin mit Milchkanne; im Hintergrund sieht man das Gebäude des heutigen Amtsgerichts.

Bild 6: Das Bild zeigt unseren Opa in der ersten Klasse: mit Griffel, Schiefertafel und Rechenbrett (spätere Bilder aus der Schule gibt es leider nicht)



Schul-Entlassungs-Zeugnis

Eberhard Toporowsky

Geboren am 5. 4. 49 in Schleiden

Sohn der Frau A. Kamp, verw. Toporowsky hat seine Volksschulpflicht erfüllt. Er hat im letzten Jahr am Unterricht der 8. Jahrgangs teilgenommen und wird mit nachstehendem Zeugnis aus der Volksschule entlassen.

Allgemeine Beurteilung:

Führung	Gut	Beteiligung am Unterricht	Gut
Häuslicher Fleiß	Gut	Schulbesuch	Regelmäßig

Leistungen:

Religionslehre a) Biblische Geschichte	Gut	Naturkunde	Gut
b) Katechismus	Gut	Naturlehre	Gut
Deutsch a) mündlicher Ausdruck	Gut	Musik	Gut
b) schriftlicher Ausdruck	Gut	Zeichnen und Werken	ausreichend
Geschichte	Gut	Schreiben	Gut
Gemeinschaftskunde (Pol. Bildung)	Gut	Leibesübungen	Gut
Erdkunde	Gut	Schwimmen	/
Rechnen	Gut	Engl. Sprache	/
Raumlehre	Gut		

Bemerkungen:

Kath. Volksschule in Gemünd

Gemünd, den 29. März 1963

Der Klassenlehrer: Lehrer, Konrektor

Der Schulleiter: Kath. Rektor

Notenstufen der Prädikate: 1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = befriedigend, 4 = ausreichend, 5 = mangelhaft, 6 = ungenügend

Bild 7: Schul-Entlassungs-Zeugnis von unserem Opa, vom 29. März 1963.

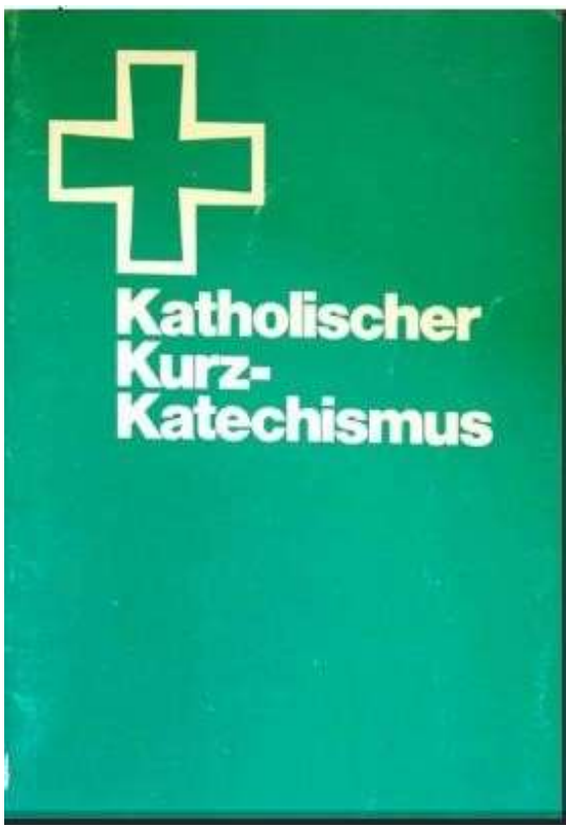


Bild 8: Katholischer Kurz-Katechismus; diese Ausgabe stammt aus dem Jahr 1971.

Bild 9: Auf diesem Bild sieht man ein Badezimmer aus den 1950er Jahren (kein Originalfoto). Zu sehen ist der zur damaligen Zeit moderne Boiler zum Erhitzen von Wasser. (Foto: Badezimmer 50er - Museum Heimatverein Vorsfelde)

Ostgeflüchtete im Kreis Schleiden nach dem Zweiten Weltkrieg - Eine gelungene Integration?

Facharbeit von Nils Meister (17), Klasse 11, JSG

1. Einleitung

In dieser Facharbeit werde ich die Integration der nach dem Zweiten Weltkrieg aus der Ostzone, die hauptsächlich im heutigen Polen liegt, geflüchteten Menschen im Kreis Schleiden bewerten. Nach dem Zweiten Weltkrieg mussten viele Menschen aus den damaligen deutschen Ostgebieten Richtung Westen fliehen. Grund dafür war der Einmarsch der Roten Armee 1944, die die von Deutschland eroberten Gebiete zurückerobern sollte. So erreichten auch viele Flüchtlinge nach langen und beschwerlichen Wegen, meist über Umwege, den Kreis Schleiden. Mithilfe von Aufsätzen von Geflüchteten sowie Interviews werde ich mir ein Bild über die Lage der damaligen Zeit verschaffen, um somit am Ende zu einem Urteil zu gelangen.

Mein Interesse für dieses Thema wurde auf Grund mehrerer Dinge geweckt. Die Familie meines Großvaters stammt aus den Ostgebieten. Diese Arbeit nehme ich somit als Anlass, mehr über die Geschichte meiner Familie beziehungsweise über meine eigene Geschichte zu erfahren. Des Weiteren ist eine Auseinandersetzung mit dem Thema Integration von Flüchtlingen auch in unserer heutigen Zeit noch sehr aktuell und sehr wichtig.

Zuerst werde ich ein grobes Bild der Situation in Deutschland und den Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg vermitteln, um dann genau auf die Gegebenheiten hier im Kreis Schleiden mithilfe von Aufsätzen und Zeitzeugenaussagen einzugehen. Daraufhin werde ich verschiedene Definitionen von dem Wort „Integration“ nennen und so die Integration der Ostgeflüchteten nach dem Zweiten Weltkrieg im Kreis Schleiden bewerten und beleuchten, was für und was gegen eine gute Integration spricht. Dazu werde ich genauer auf Aussagen von damaligen Flüchtlingen eingehen und hinterfragen, wer was für die Integration unternommen hat.

2. Geschichte

2.1 Allgemeiner historischer Kontext[1]

Die Siegermächte USA, Großbritannien und Sowjetunion berieten, als das Ende des Krieges absehbar war, darüber, was mit den Deutschen und den deutschen Gebieten geschehen sollte. Sie einigten sich auf einen „Bevölkerungstransfer“, um Deutschland zu verkleinern; so sollte Deutschland beispielsweise Pommern und Schlesien, Gebiete des heutigen Polens, verlieren. Josef Stalin wollte jedoch ganz Polen, in dem zu dieser Zeit sehr viele Deutsche lebten, Richtung Westen verschieben, um die UdSSR zu vergrößern. Obwohl England und die USA gegen eine Umsiedlung aller Deutschen waren, ließ Stalin durch die Rote Armee die Deutschen vertreiben, was anders geschah als im Potsdamer Abkommen[2] vereinbart worden war.

Als der Krieg noch nicht ganz verloren war, verboten die NS-Machthaber die Flucht, weil aus ihrer Sicht noch Hoffnung auf einen Sieg bestand. Viele Menschen flohen trotzdem schon während des Krieges, weil sie von der Propaganda der Nationalsozialisten, die von grausamen bolschewistischen Feinden und slawischen Untermenschen sprachen, aber auch von einer Rache der Russen verängstigt waren. Nach einiger Zeit organisierte jedoch auch die Wehrmacht Zwangsevakuierungen[3]. Diejenigen, die noch nicht geflohen waren, wurden von der Roten Armee vertrieben oder teilweise misshandelt oder zur Arbeit gezwungen. Der Weg nach Deutschland war sehr gefährlich und mühselig. Man floh zu Fuß, mit Pferdewagen und teilweise mit anderen Fahrzeugen wie Schiffen. Einerseits erschwerten die kalten Winter zu dieser Zeit den Weg, andererseits bestand dauerhaft die Gefahr von Tieffliegerangriffen oder Torpedoangriffen auf Schiffe. Viele starben auf der Flucht, geschätzt wird die Anzahl dieser auf etwa zwei Millionen.

Nach langen zurückgelegten Wegen gelangten die Flüchtlinge, etwa zwölf Millionen, in eine der vier Besatzungszonen, von wo aus sie dann in verschiedene Gebiete Deutschlands verteilt wurden. Diese Gebiete lagen häufig auf dem Land, da der Großteil der Städte zerbombt war. In den entsprechenden Gebieten waren Flüchtlinge anfangs jedoch selten willkommen, denn die dortige Bevölkerung hatte selbst Verluste aus dem Krieg zu

---

[1] Der folgende Teil bezieht sich auf Informationen von YouTube: MrWissen2go (Mirko Drotschmann), Deutsches Leid: Flucht & Vertreibung | Geschichte, produziert von funk (https://www.youtube.com/watch?v=TSJpI_UK0PE&t=).
[2] Mit dem Potsdamer Abkommen sollte die Neuordnung Deutschlands festgelegt werden. Hier wurde auch festgehalten, dass die Überführung „in ordnungsgemäßer und humaner Weise erfolgen soll“. (http://www.documentarchiv.de/in/1945/potsdamer-abkommen.html).
[3] Vgl. Nordrhein-Westfalen, Horizonte Geschichte Qualifikationsphase, S. 388.

beklagen und musste für Nahrung, Unterkunft und Arbeit sorgen. Die Flüchtlinge wurden in Bezug auf Arbeit sogar eher als Konkurrenz und nicht als nützliche Hilfe angesehen. Auch mangelte es oft an Strom, Wasser, medizinischer Versorgung sowie Hygiene. Viele Flüchtlinge wurden bei Einheimischen zwangsweise einquartiert, teilweise wurden aber auch Sammelunterkünfte eingerichtet, was die Ausbreitung von Krankheiten förderte. Die Flüchtlinge wurden ausgegrenzt, was mit mehreren Faktoren zusammenhing. Oft hatten die Neuankömmlinge nämlich andere Bräuche, sprachen andere Dialekte oder hatten eine andere Konfession. Wurden die Flüchtlinge staatlich unterstützt, entstand zusätzlich oft Neid ihnen gegenüber.

2.2 Die Situation in Schleiden[4]

Einige Flüchtlinge erreichten nach ihrer Flucht auch den Kreis Schleiden, welcher sich in der britischen Besatzungszone befand. Viele von ihnen kamen aus dem Hauptdurchgangslager Wipperfürth[5]. 1947 begann die Verteilung der Ostflüchtlinge auf die Kreisgebiete. Die Kreisverwaltung übernahm dann die Verteilung der Flüchtlinge auf die Amtsbezirke. Gleichzeitig „wies die Kreisverwaltung die Bürgermeister an, unter allen Umständen dafür zu sorgen, dass die Flüchtlinge bei ihrer Ankunft sogleich in die für sie bestimmten Unterkünfte eingewiesen werden'." Es kamen jedoch weniger Flüchtlinge an als gedacht, wobei die Anzahl ab dem Jahresende wieder anstieg. Im Kreis Schleiden kamen insgesamt 191 Flüchtlinge an.

Wohnungen sowie Mobiliar mussten auf ungewöhnlichen Wegen angeschafft werden. So wurden Eisenbettgestelle aus einem ehemaligen RAD-Lager[6] entnommen. Aber auch ungenutzter Wohnraum wurde von den Ämtern beschlagnahmt, denn durch den Krieg waren allein im Kreis Schleiden etwa 2.900 Wohnungen zerstört worden. Auch die Kreisverwaltung sorgte für weiteres Mobiliar und mit sogenannten „verlorenen Zuschüssen" wurden 85 zusätzliche Wohnungen mit 235 Zimmern errichtet. Mit Existenzaufbaudarlehen, Ausbildungshilfen, Unterhaltshilfen und Hausratshilfen wurden die Flüchtlinge zusätzlich unterstützt. Im Rahmen der Hilfe zum Existenzaufbau kamen später noch Flüchtlingskredite und Arbeitsplatzbeschaffung hinzu. Wegen der hohen Sozialhilfen lässt sich darauf schließen, dass das Bevölkerungswachstum politisch und gesellschaftlich erwünscht war. Trotzdem wurde weiterhin auf ein Lastenausgleichgesetz gehofft. Was auch daran zu erkennen ist, dass der Regierungspräsident von Aachen, Ludwig Philipp Lude, 1947 aussagte, dass eine Eingliederung der Jugend in das Berufsleben von besonderer Wichtigkeit sei. Nachdem die Behörden im Kreis Schleiden die Situation der Flüchtlinge begutachtet hatten, stellte die Regierung 1947 einen Sonderfonds bereit, der besonders bedürftigen Flüchtlingen zukommen sollte. Auch die CDU, die mit 85% die führende Partei war, teilte dem Bürgermeister mit, dass noch 15.800 Reichsmark übrig wären, die die Kommunen an die Flüchtlinge verteilen könnten, jedoch nur an jene, die im Hauptdurchgangslager Wipperfürth registriert worden waren.

Der Hungerwinter 1946/47 erschwerte jedoch zusätzlich die Gesamtsituation; durch Kälte sowie Nahrungsmangel starben während dieser Zeit mehrere Hunderttausende. In dieser Zeit erlaubte der Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings in seiner Jahrespredigt Silvester 1946, dass „in der Not auch der Einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise, durch seine Arbeit oder Bitten, nicht erlangen kann." Der Schadensersatz müsse jedoch bedacht werden.[7] Viele Eifeler waren in dieser Zeit zum „Fringsen"[7] gezwungen.

Zwischen 1945 und 1952 waren 4.525 Flüchtlinge, davon viele Protestanten, im Kreis Schleiden angekommen, sie machten etwa 7,6 % der Gesamtbevölkerung aus. Zeitgleich wurde die Rückführung der im Ausland internierten Deutschen organisiert, was zusätzliche Hilfe erforderte.

---

[4] Im Folgenden beziehe ich mich auf den Aufsatz „Flüchtling nach dem Zweiten Weltkrieg", von Rainer Kaduk und F.A. Heinen, der im Jahresheft 2018, welches vom Geschichtsforum Schleiden e.V. veröffentlicht wurde, erschienen ist (S.116-122).

[5] 1945 wurde in der Stadt Wipperfürth zunächst ein Hauptdurchgangslager für die „Rheinländerrückführung" errichtet und später das Durchgangslager für Nordrhein-Westfalen, als immer mehr Ostgeflüchtete ankamen. (Vgl. Wipperfürther Vierteljahresblätter Nr. 107 (Januar - März 2008) (http://www.hgv-wipp.de/Daten/Nr.%20107.pdf));
hierher sollten für die gerechte Verteilung erst einmal alle Flüchtlinge geleitet und registriert werden (vgl. Jahresheft 2018, S.121).

[6] Reichsarbeitsdienst[-Lager]: ab 1935: halbjähriger Arbeitsdienst für männliche Jugend zwischen 18 und 25 Jahren (Reichsabeitsdienst (RAD) (https://jugend1918-1945.de/portal/jugend/thema.aspx?root=26636&id=1610)).

[7] Erzbistum Köln „Eine Predigt mit Folgen: Die Bedeutung des Wortes „fringsen", Josef von Elten (https://www.erzbistum-koeln.de/kultur_und_bildung/historisches-archiv/schaetze-aus-dem-archiv-1/eine-predigt-mit-folgen-die-bedeutung-des-wortes-fringsen/).

3. Integration

3.1 Was bedeutet Integration?

Es gibt keine einheitliche Definition von dem Wort „Integration[8]", von jedem wird es anders definiert. Im Folgenden werde ich deshalb verschiedene Erklärungsansätze für Integration aufzählen und untersuchen, auf was es bei der Integration ankommt, um dann im nächsten Schritt die Integration nach genannten Maßstäben im Kreis Schleiden zu bewerten. Allen gemeinsam ist, dass es um die Eingliederung eines einzelnen „Teils" in etwas Größeres geht.

Cornelia Schmalz-Jacobsen, Ausländerbeauftragte[9] der Bundesregierung von 1991 bis 1998, beschrieb Integration im August 1998 als einen Anspruch und eine Anstrengung, zu der es keine Alternative gebe „- weder für die aufnehmende Mehrheitsgesellschaft, noch für die zugewanderte Minderheitsgesellschaft."[10] Also sollte jeder das Recht auf Integration haben und jeder sollte sich für diese einsetzen. Was genau dazu gehört, wird hier noch nicht genau beantwortet.

Unter einer gelungenen Integration versteht das Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat, sich einer Gemeinschaft zugehörig zu fühlen[11]. Auch sie beschreiben sie als einen wechselseitigen Prozess, um den sich sowohl die Mehrheitsgesellschaft, als auch die Zugewanderten bemühen müssten[12].

[13]Eine weitere Definition besagt, dass es auf gegenseitige Annäherung und Kommunikation ankomme. Hier wird auch beschrieben, dass es am wichtigsten sei, dass keine Parallelgesellschaft entstehe. Es sollte vielmehr ein wechselseitiger Austausch möglich sein. Ein weiterer Punkt, der angesprochen wird, ist die Sprache, die die Zugewanderten lernen sollten und dass sie bereit sein sollten zu kommunizieren. Im Gegenzug sollte das jeweilige Ankunftsland die entsprechenden Bedingungen stellen, wie die Zurverfügungstellung von Bildungseinrichtungen. Auch sei eine Vermeidung von räumlicher Gettoisierung sowie die Chancengleichheit auf dem Arbeitsmarkt zu berücksichtigen und für eine gute Integration essentiell.

In der gegebenen Situation kam es zwar nicht auf das Erlernen einer neuen Sprache an, aber Verständnisprobleme wegen des Eifeler Dialekts gab es dennoch. Auf Grund dessen ist auch das Feld der Kommunikation nicht zu vernachlässigen.

Die wichtigsten Aspekte für eine gelungene Integration sind folglich, die Bemühung aller Beteiligten, die Eingliederung gelingen zu lassen, Ausgrenzung jeglicher Art zu unterbinden sowie die Chancen der Zugewanderten auf Bildung und Beschäftigung zu gewähren. Auch sollte die Mehrheitsgesellschaft, so gut es die Situation zulässt, für das Wohlbefinden der Immigranten sorgen und das Gefühl einer Gemeinschaft vermitteln.

3.2 Die Integration in Schleiden

Im Folgenden werde ich mich auf Zeitzeugenberichte sowie auf drei Interviews mit Ostgeflüchteten, die ich während meiner Arbeitszeit geführt habe, beziehen. Ganz sicher kann gesagt werden, dass die Situation für keinen der Beteiligten einfach war, weder für die Geflüchteten und Vertriebenen, noch für die Einwohner des Kreises. Heute scheint es für die meisten so, als wäre die Integration gelungen, doch lässt sich das so einfach behaupten?

Wie oben bereits erwähnt, waren die Flüchtlinge bei ihrer Ankunft nicht wirklich willkommen. Oft wehrten sich die Menschen, Vertriebene aufzunehmen oder etwas mit ihnen zu teilen[14]. Beleidigung und Ausgrenzung gehörte auch zum Alltag vieler Geflüchteter[15]. Oft mussten Flüchtlinge auch Arbeiten erledigen, für die sie überqualifiziert waren und in denen sie ausgebeutet wurden[16].

---

[8] Duden: Integration: „lateinisch integratio = Wiederherstellung eines Ganzen" (https://www.duden.de/rechtschreibung/Integration).
[9] Vgl. ARiC Berlin: Walter, Marco: Ausgewählte Definitionen des Begriffs „Integration" (http://www.aric.de/fileadmin/users/aric/PDF/Integration_im_Stadtteil/Begriff_integration.pdf).
[10] Vgl. Wikipedia: Cornelia Schmalz-Jacobsen (https://de.wikipedia.org/wiki/Cornelia_Schmalz-Jacobsen).
[11] Vgl. Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat: „Heimat & Integration" (https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/integration/integration-bedeutung/integration-bedeutung-node.html).
[12] Ebd.
[13] Folgender Abschnitt bezieht sich auf: Vgl. Stephan: Handout.
[14] Vgl. Nordrhein-Westfalen, Horizonte Geschichte Qualifikationsphase, S. 388/ 389.
[15] Ebd.
[16] Ebd.

Wie es in Bezug auf Ausgrenzung oder Hilfe beziehungsweise Eingliederung im Kreis Schleiden aussah, will ich im Folgenden beleuchten.

[17]Das größte Problem bei der Recherche tritt dadurch auf, dass die erste „Ostflüchtlingsgeneration" nicht mehr lebt und somit nur noch einige, die damals Kinder oder Jugendliche waren, etwas zu dem Thema sagen können. Außerdem ist ungefähr ein Viertel derer, die in die Nordeifel gekommen sind, nach nicht allzu langer Zeit wieder weggezogen. Ob es an einer nicht-gelungenen Integration lag, kann man nicht sagen[18].

Die bereits oben angesprochene Wohnungsknappheit erschwerte die Integration und war eins der Hauptprobleme, da selbst Einheimische oft auf Wohnungssuche waren[19]. Auch die Beschlagnahmung von Wohnraum verschlechterte das Verhältnis[20]. Man errichtete deshalb Kleinsiedlungen, die die Neuankömmlinge im Laufe der Zeit erwerben konnten und in denen sich die Bewohner, z.B. durch landwirtschaftlichen Anbau, selbst versorgen konnten[21].

Mit der Nahrungsknappheit hatten die Flüchtlinge oft größere Probleme als die Einheimischen, da sie selten Möglichkeiten hatten, Vieh zu halten oder Anbau zu betreiben, trotzdem wurden Flüchtlinge oft als Nahrungskonkurrenz gesehen[22]. In dieser Situation hat die Schulspeisung, die die Kinder in der Schule erhalten haben, die Familien unterstützt[23]. In der Schule gab es aber zusätzlich Probleme durch Ausgrenzung, wie einer meiner befragten Zeitzeugen erzählte.

[24]Mit zwei Jahren ist er mit seiner Familie aus Oberschlesien geflohen und nach einigen Zwischenstopps in den Kreis Schleiden gelangt. Die anfängliche Grundschulzeit sei sehr schlimm gewesen, sie seien als „Polacken" beschimpft worden und ausgegrenzt worden, was auch damit zusammenhing, dass sie als Protestanten in die überwiegend katholische Eifel gekommen sind. Dafür wären sie jedoch den Kindern aus der Eifel in der Schule, vor allem im Fach Deutsch deutlich überlegen gewesen. Dadurch wiederum hieß es, „die Polacken wollen etwas Besseres sein". Über die Jahre jedoch sei man mehr und mehr akzeptiert und miteinander warm geworden. Auch das Eifeler Platt, was zu Anfang ein richtiges Problem gewesen sei, hätte man nach einiger Zeit mitsprechen können. Dadurch, dass der Vater Holzfachmann war, war es für ihn direkt möglich, im Kreis Schleiden als Holzkaufmann zu arbeiten und die Familie zu versorgen. Außerdem habe sich das Gemeindeamt in Heimbach, wo sie einige Zeit lebten, immer um die Anliegen der Familie gekümmert und ihnen weitergeholfen.

[25]Ein anderer Zeitzeuge, mit dem ich im Gespräch war, konnte nichts Schlechtes über Integration in Schleiden sagen, er habe nur gute Erfahrungen gemacht. Paul S. ist als junger Mann durch seine Arbeit in einer Glashütte in Kleintettau nach Schleiden gelangt, weil diese sich vergrößerte. Seine Arbeit stellte ihm eine Unterkunft, in der er mit zwei anderen Junggesellen leben konnte. Sowohl durch seine Arbeit in der Glashütte, als auch durch den Eintritt in den Sport- beziehungsweise Fußballverein, war Paul S. direkt in mehreren Gemeinschaften eingebunden.

Von ähnlichen Erfahrungen berichtete auch mein dritter befragter Zeitzeuge, Joachim S.[26]. Er musste mit seiner Familie aus Ostpreußen fliehen, lebte einige Zeit in Schleswig-Holstein und Hamburg und kam dann erst 1952 nach Schleiden. Er berichtete, dass er keinerlei Probleme mit der Integration in Schleiden hatte. Auch er war im Turnverein und hat Fußball gespielt. Dass er keine Diskriminierung erfahren musste, könnte damit zusammenhängen, dass sein Vater Polizeibeamter war und somit eine Respektsperson. Die einzige negative Bemerkung, die je getätigt wurde, war die Frage: „Was wollt ihr Rucksackdeutschen hier?", mit der jemand im angetrunkenen Zustand Joachim S.'s Bruder konfrontiert habe. Da er in Hamburg auf der Schule kein Latein gelernt hatte, fehlten ihm in Schleiden zwei Jahre Latein, die er aufholen musste. Daraufhin erklärte sich ein Lehrer dazu bereit, ihm kostenfrei Nachhilfe zu geben. Auch erzählte er von einem Flüchtlingsrat, der sich für die

---

[17] Der folgende Teil bezieht sich auf: Vgl. Toporowsky, Von Pimocken und Rucksackdeutschen.
[18] Vgl. S. 47.
[19] Vgl. S. 32-34.
[20] Vgl. S. 39.
[21] Vgl. S. 36.
[22] Vgl. S. 45.
[23] Vgl. S. 46.
[24] Folgender Abschnitt bezieht sich auf: M., Karl: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll.
[25] Folgender Abschnitt bezieht sich auf: S., Paul: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll.
[26] Folgender Abschnitt bezieht sich auf: S., Joachim: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll.

soziale Eingliederung der Neuankömmlinge einsetzte. Er betonte auch, dass auf keinen Fall eine Parallelgesellschaft entstanden sei.

Alle Befragten berichteten außerdem von einem Lastenausgleich, der jedoch erst Jahre später in Kraft trat, durch welchen sie etwas entschädigt wurden. So habe Joachim S.'s Mutter die Sparbücher ihrer Kinder mitgenommen und dafür eine Entschädigung erhalten. Doch von Teilen der Bevölkerung wurden diese „staatlichen" Unterstützungen beneidet und als ungerecht empfunden[27].

Neben Ausgrenzungen von der Bevölkerung selbst gab es auch zum Beispiel vom Schleidener Stadtrat unbegründete Ablehnungen von Anträgen, die Flüchtlinge gestellt hatten, wohingegen er bei der Ablehnung von Anträgen Einheimischer verständliche Begründungen lieferte[28].

4. Fazit

Nach der Untersuchung verschiedener Definitionen des Wortes „Integration", der näheren Betrachtung von Erfahrungen Ostgeflüchteter und staatlicher Maßnahmen, die getroffen wurden, werde ich nun prüfen, ob die Integration der Ostgeflüchteten nach dem zweiten Weltkrieg im Kreis Schleiden gelang.

Allgemein ist natürlich auch der Zeitpunkt zu berücksichtigen, zu welchem die Flüchtlinge und Vertriebenen im Kreis Schleiden ankamen. Vor allem die erste Zeit war für niemanden einfach. Als sich nämlich nach einiger Zeit die wirtschaftliche Lage wieder verbessert hatte, verbesserte sich natürlich die allgemeine Situation[29].

In Bezug auf Schmalz-Jacobsens These kann man im Kreis Schleiden jedenfalls am Anfang nicht von einem „erfolgreichen Integrationsprozess[es]" sprechen. Man kann zwar sagen, dass sich die Regierung weitestgehend für die Eingliederung der Flüchtlinge eingesetzt hat, jedoch kann man nicht von allen Einheimischen behaupten, dass sie Anstrengungen auf sich genommen haben, um für eine Integration zu sorgen. Meinen Recherchen nach war auch die Bereitschaft zur Integration der Zuwanderer gegeben. Das Problem stellte oft die Ablehnung der Einheimischen dar, die sich häufig selbst als Opfer sahen, und dies hat die Integration nur verlangsamt.

Um auf die Chance auf Bildung Bezug zu nehmen, kann man sagen, dass Kinder, so gut es ging, in Klassen aufgenommen wurden. Auch half sicherlich das Vereinswesen bei der Eingliederung in eine größere Gemeinschaft, wie ich auch durch meine Interviews erfahren habe.

Jeder versuchte in seinem erlernten Beruf Arbeit zu finden, was sich als schwierig herausstellte, da jeder Arbeit suchte. Bis auf die Konkurrenz, die um die Arbeit entstand, konnte jedoch niemand etwas für die schlechte Beschäftigungssituation.

Eines der größten Probleme stellt meiner Meinung nach die großflächige nicht vorhandene Akzeptanz der einheimischen Bevölkerung dar. Sei es, zu akzeptieren, dass Leute aufgenommen werden müssen, Dinge abgegeben werden mussten oder die Akzeptanz von Religion beziehungsweise Konfession. Die schlimme Lage, in der man sich befand, hätte meiner Meinung nach eher zusammenschweißen sollen, als dass sie für Ausgrenzung sorgte.

Allenfalls kann meiner Meinung nach am ehesten von Assimilation[30] gesprochen werden, mit der Einschränkung, dass sicherlich nicht alle Migranten ihre eigene Identität in Gänze verloren haben. Wobei ich auch denke, dass es keine großen kulturellen Unterschiede zwischen Einheimischen und Neuankömmlingen gegeben hat, wie es heutzutage bei Fluchten aus Kriegsgebieten nach Europa eher der Fall sein wird. Teilweise kann man vielleicht sogar von einer Segregation[31], also einer Ausgrenzung der Flüchtlinge und Vertriebenen sprechen, jedoch nicht von einer, bei der die Vertriebenen in „Ghettos" leben und sozial vollständig ausgegrenzt werden.

Abschließend kann ich sagen, dass die Zugewanderten zwar über die Jahre integriert wurden, beziehungsweise sich integriert haben und größtenteils weiter im Kreis Schleiden gelebt und Familien gegründet haben. Man kann jedoch nicht von einer gelungenen Integration sprechen, wenn man davon ausgeht, dass jeder sein Bestes

---

[27] Vgl. S. 51.
[28] Vgl. S. 55/56.
[29] Vgl. S. 61.
[30] „Assimilation: Migranten passen sich kulturell an die heimische Gesellschaft an; diese verändert sich nicht → Identität der Zuwanderer geht verloren", Nordrhein-Westfalen, Geschichte und Geschehen Einführungsphase (S. 71).
[31] Nordrhein-Westfalen, Geschichte und Geschehen Einführungsphase (Vgl. S. 71).

für die Integration getan hätte. Das Engagement anderer Leute wiederum darf nicht vernachlässigt, sondern muss geschätzt werden. Somit ist die zu Beginn gestellte Frage, ob die Integration der Ostgeflüchteten nach dem zweiten Weltkrieg im Kreis Schleiden gelang, nicht einheitlich zu beantworten.

Literaturverzeichnis

Berger, Frank, Dr.; Kahl, Erich; Rieger, Klaus: Wipperfürther Vierteljahresblätter Nr. 107 (Januar - März 2008). Im Auftrag des Heimat- und Geschichtsvereins Wipperfürth E.V. (Herausgeber). PDF: http://www.hgv-wipp.de/Daten/Nr.%20107.pdf. (Stand 15.02.2020)

Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat: „Heimat & Integration“ URL: https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/integration/integration-bedeutung/integration-bedeutung-node.html. (Stand 01.03.2020)

Duden: Integration: URL: https://www.duden.de/rechtschreibung/Integration (Stand 26.02.2020)

Erzbistum Köln: Eine Predigt mit Folgen: Die Bedeutung des Wortes „fringsen“: URL: https://www.erzbistum-koeln.de/kultur_und_bildung/historisches-archiv/schaetze-aus-dem-archiv-1/eine-predigt-mit-folgen-die-bedeutung-des-wortes-fringsen/ (Stand 26.02.2020)

Jugend! Deutschland 1918-1945: Reichsarbeitsdienst (RAD): URL: https://jugend1918-1945.de/portal/jugend/thema.aspx?root=26636&id=1610 (Stand 26.02.2020)

M., Karl: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll. Gemünd 10.02.2020, geführt von Nils Meister

Mitteilung über die Dreimächtekonferenz von Berlin [(„Potsdamer Abkommen“) vom 2. August 1945]. URL: http://www.documentarchiv.de/in/1945/potsdamer-abkommen.html (Stand 26.02.2020)

Nordrhein-Westfalen, Horizonte Geschichte Qualifikationsphase

Nordrhein-Westfalen, Geschichte und Geschehen Einführungsphase

S., Joachim: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll. Schleiden 17.02.2020, geführt von Nils Meister

S., Paul: Zeitzeugeninterview nach Gedankenprotokoll. Schleiden 12.02.2020, geführt von Nils Meister

Stephan: Handout/ Kopie aus einem Arbeitsheft

Toporowsky, Norbert, Von Pimocken und Rucksackdeutschen: Vertreibung und Flucht aus dem Osten - Ankunft und Integration in der Nordeifel, Schleiden, Geschichtsforum Schleiden E.V. (Herausgeber), 2020

Walter, Marco; ARiC Berlin e.V.: Ausgewählte Definitionen des Begriffs „Integration“: PDF: http://www.aric.de/fileadmin/users/aric/PDF/Integration_im_Stadtteil/Begriff_integration.pdf (Stand 23.02.2020)

Wikipedia: Cornelia Schmalz-Jacobsen URL: https://de.wikipedia.org/wiki/Cornelia_Schmalz-Jacobsen (Stand 26.02.2020)

YouTube: Deutsches Leid: Flucht & Vertreibung | Geschichte: URL: https://www.youtube.com/watch?v=TSJpI_UK0PE&t= (Stand 22.02.2020)

Kindheit in der Nachkriegszeit

Arbeit von Leonie-Marie Klein (12), Klasse 7, SRS

In den 1950er, 1960er Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg ist viel passiert, denn es musste wieder alles aufgebaut werden. Bis 1947 wurden viele Häuser und unter anderem natürlich auch die Schulen wieder aufgebaut. Ab dann konnten die Kinder wieder zur Schule gehen. Die Kinder waren darüber sehr froh. Früher wurde die Schule Volksschule genannt und begann morgens um acht Uhr.

In der Volksschule gab es zwei Klassen. Man saß in Reihen mit zwei Durchgängen zur Tafel an Holztischen mit Holzbänkchen (Bild 1). Dort waren in der „Unterklasse" die Erstklässler mit den Zweit-, Dritt- und Viertklässlern in einem Klassenraum. Genauso, wie die Kinder aus der „Oberklasse", Klasse fünf bis acht, in einem anderen Raum gemeinsam unterrichtet wurden. Der Lehrer unterrichtete zum Beispiel das vierte Schuljahr, während die Klassen eins bis drei schriftliche Arbeiten aufbekamen. So konnte man, wenn man schnell war und vorzeitig in der Stunde fertig wurde, schon an dem Unterricht der vierten Klasse teilnehmen. Das hatte auch seine Vorteile, denn man lernte mit den Großen schon viel Interessantes kennen.

Die Kinder schrieben bis 1957 nur auf kleine Schultäfelchen. Der Lehrer hatte, wie heute, vorne im Klassenraum auch eine große Wandtafel. Die Kinder, die 1957 im vierten Schuljahr waren, waren die letzten, die noch ein Täfelchen benutzten. Ab dem fünften Schuljahr schrieben sie mit Bleistift oder einer Füllfeder in ein Heft. Kurze Zeit später gab es auch Füller zum Aufziehen. Dazu hatten sie in ihrem Tisch eine Mulde, wo sie ein kleines Tintenfässchen hatten und ihre Füllfeder mit Tinte wieder auffüllen konnten. Noch ein paar Jahre später gab es dann auch Patronen. Ab 1958 gebrauchte man dann nur noch Hefte.

Doch so schön, wie alles klingt, wurden die Kinder leider auch bestraft. Verschiedene Lehrer waren sehr streng und es wurde auch an den Ohren gezogen, wenn man zu spät zum Unterricht kam oder man träumend und müde im Unterricht saß. Ohrfeigen waren nicht ausgeschlossen. Mit Kreide hat das Lehrpersonal auch geworfen. „Unsere Lehrerin in der „Unterklasse" hatte ein Stöckchen. Damit schlug sie bei einem Verstoß, zum Beispiel, wenn man beim Schwätzen erwischt wurde, in die Handinnenfläche, was sehr schmerzhaft war", berichtetet Oma Waltraud.

In der Unterklasse bekam man für vierzig Pfennig pro Woche in der Pause eine „Schulspeise", wo man zwischen Milch oder Kakao wählen durfte.

Es gab auch Kinder, die mussten im Winter schon morgens vor Schulbeginn helfen, den Hof freizuschaufeln. Andere mussten vor der Schule zuhause schon helfen, die Kleintiere zu füttern. Auch dadurch kam man öfter zu spät zum Unterricht und der Lehrer hatte kein Verständnis dafür und schimpfte. Dennoch schätzten die Kinder damals die Schule und auch die Lehrer sehr.

Manche Kinder hatten sehr weite Schulwege. Zwei bis drei Kilometer waren nicht unüblich, da in kleineren Orten keine Volksschule war. Auch führten die Schulwege oft durch den Wald, da der Weg dann kürzer war. Im Winter, wenn man durch den hohen Schnee stapfen musste, die Großen zuerst, die Kleinen hinterher, kam man schon nass in der Schule an. Die nasse Oberbekleidung wurde dann an dem großen Ofen in der Klasse getrocknet.

In der Nachkriegszeit wurde in der Schule, Klasse eins bis acht, das Fach Religion noch in zwei Teilen unterrichtet. Man bekam sowohl in „Biblischer Geschichte" (vom Lehrer unterrichtet), als auch in „Katechismus" (vom Pastor/Kaplan unterrichtet) Noten. Einmal in der Woche fand ein Schulgottesdienst statt.

Das Fach Deutsch war in „mündlicher Ausdruck", „Lesen", „Aufsatz" und „Rechtschreiben" unterteilt. Außerdem wurde genauso wie heute das Fach Musik, Mathe („Rechnen" genannt) und Sport („Leibesübungen") gelehrt.

Kunst nannte man „Zeichnen und Werken". Hier baute man zum Beispiel auch mal ein Schiffchen aus Papier, was man dann nach der Schule mit zum Bach zum Spielen nahm.

Das heutige Fach Erdkunde kannte man damals von der dritten bis zur fünften Klasse als „Heimatkunde". Hier lernte man vieles über den Kreis und die jeweilige Gemeinde.

Früher legte man auch sehr viel Wert auf die Schrift, weshalb man dafür auch eine extra Note bekam („Schreiben“ genannt). Auch die Bearbeitung der Hausaufgaben wurde unter „Häuslichem Fleiß“ bewertet, also, dass und wie man seine Hausaufgaben und freiwillige Aufgaben gemacht hat. Das Benehmen im Unterricht wurde als „Führung“ beurteilt. Die heutige mündliche Mitarbeit wurde auf dem Zeugnis damals als „Beteiligung am Unterricht“ aufgeschrieben.

Damals wurde für die Mädchen auch das Fach „Weibliche Handarbeit“ unterrichtet, wo sie unter anderem Knöpfe annähen lernten, Stricken, Sticken und Häkeln. Auch lernten sie, wie man Socken auf einer Faust stopfte. Gleichzeitig hatten die Jungen „Raumlehre“. Sie lernten hier, wie man Körper berechnete.

Ab Klasse fünf fanden einmal im Jahr Bundesjugendspiele mit dem Nachbarort statt. In dem Jahr, wo es im Nachbarort stattfand, musste man natürlich noch zu Fuß dorthin gehen. Es gab einen achtzig bis hundert Meter Lauf (Bild 2), Weitsprung und Weitwurf. Als Abschluss spielte man noch ein Völkerballspiel, währenddessen die Sieger- und Ehrenurkunden geschrieben wurden. Danach fand dann die Siegerehrung statt.

In der Oberklasse kamen zu den oben genannten Fächern u. a. nach und nach die Fächer „Geschichte“ und „Naturkunde“ in der Oberklasse hinzu. Das Fach „Heimatkunde“, was durch „Erdkunde“ ersetzt wurde, fiel dann weg.

Ab der siebten Klasse lernte man in „Hauswirtschaft“ zum Beispiel, wie man ein Bett bezieht. Es wurde erklärt, dass der kleine Saum vom Betttuch nach unten eingeschlagen und der große Saum ans Kopfende gelegt wurde. Auch Suppe oder Pudding kochen wurde einem dort beigebracht.

„Raumlehre“ und „Naturlehre“ wurde ab Klasse acht für alle gelehrt.

Schwimmen gab es als Schulfach in der Oberklasse erstmals nur in den Städten, da es auf den Dörfern kein Schwimmbad gab. Ebenso wie einen Englischunterricht, der auch eher in den Städten in der Oberklasse unterrichtet wurde.

8. Schulbesuchsjahr
Kath. Volksschule
Volksschule 11 Golbach
Schuljahr 1965/66 8. Klasse 8. Unterrichtsjahr 2. Hal.
Führung sehr gut — Häuslicher Fleiß gut
Beteiligung am Unterricht gut — Schulbesuch sehr
Leistungen:
Religion: Bibl. Geschichte gut — Raumlehre befr.
Kaiserlichkeit gut — Naturkunde befr.
Deutsch: mündl. Ausdruck gut — Naturlehre befr.
Leser gut — Musik gut
Aufsatz gut — Zeichn. u. Werken gut
Rechtschreiben gut — Weibl. Handarbeit gut
Geschichte gut — Schreiben gut
Erdkunde gut — Leibesübungen gut
Rechnen gut — Hauswirtschaft: Schwimmen gut
Engl. Sprache
Schulversäumnisse — Tage mit — Tage ohne Entschuld
Bemerkungen:
Golbach den 19. März 1966

Abschlusszeugnis nach der 8. Klasse (Volksschule).

Mit dem Lehrer gingen die Kinder aus der Oberklasse zwei bis dreimal im Herbst Holz fürs Martinsfeuer sammeln und trugen es zur Feuerstelle. Die Kinder aus der achten Klasse hatten dann die Ehre, am Martinstag das Feuer anzuzünden.

Zeugnisse (Bild links) bekam man vor Ostern und im Herbst.

„In der großen Pause spielte man auf dem Schulhof Fangen, wobei die großen Kastanienbäume sehr beliebt waren. Der Schulhof bestand aus Kies und kleineren Steinen, wie überall an den Schulen üblich war, da für einen betonierten Platz kein Geld da war. So kam es gar nicht mal so selten vor, dass man sich an Armen und Beinen Verletzungen zuzog, wenn man zu schnell war“, erzählte Oma Waltraud.

Auch ein Fingerspiel bestehend aus alten, unelastischen Restwollfäden vom Sockenstricken, die die Mädchen dabei hatten, oder „Hüpfekästchen“, das man damals „Heppekäisje“ (Bild 3) nannte, war sehr beliebt.

Nach dem vierten Schuljahr gingen nur ganz wenige Kinder, sowohl Jungen als auch Mädchen, von der Volksschule ab, um eine kostenfreie Realschule (Mittelschule) oder ein kostenpflichtiges Gymnasium (Oberschule) zu besuchen. Da das Gymnasium viel Geld (Schulgeld) kostete, waren die meisten der Kinder, die abgingen, Lehrer- und Ärztekinder. Der größte Teil ging weiter zur Volksschule in die fünfte bis achte Klasse. Nach der achten Klasse wurde man dann entlassen und hatte die Schule beendet. Man hatte dann seinen „Volksschulabschluss“. Die meisten freuten sich darüber, jetzt eine Lehrstelle, die man sich vorher ausgesucht hatte, zu beginnen. Die Eltern waren froh, wenn ihre Kinder eine gute Lehrstelle bekamen und Geld verdienten, welches die Kinder dann mit nach Hause brachten und den Eltern zusätzlich zur Verfügung stellten. Manche durften, wenn die Eltern finanziell etwas besser aufgestellt waren, als Taschengeld auch einen Teil davon behalten. Die Lehrlinge besuchten drei Jahre lang ein- bis zweimal

wöchentlich die „Berufsschule“, deren Lehrplan fachlich auf den Beruf abgestimmt war. Wenn man zum Beispiel Verkäuferin werden wollte, ging man nur zwei Jahre zur Berufsschule. Als Einzelhandelskauffrau musste man eine dreijährige Ausbildung machen, damit man mehr Fachwissen hatte und auch ein besseres Gehalt bekam.

Andere Kinder gingen nach der Volksschule auch zur Handelsschule weiter. Sie gingen dann noch ein oder zwei weitere Jahre zur Schule, anstatt eine Lehre zu machen, damit man einen höheren Abschluss hatte.

Nach der zweijährigen Handelsschule hatte man den „Handelsschulabschluss“, der mit der heutigen „Mittleren Reife“ zu vergleichen ist. Dort lernte man auch Englisch.

Der Nachteil am Besuch der Handelsschule war, dass man während der Handelsschule noch nichts verdiente. Manche machten sogar nach dem Handelsschulabschluss auch noch eine Lehre. Daher fand man auch hier eher Kinder von besser verdienenden Eltern.

Ab 1968 gab es in NRW keine sogenannten „Zwergenschulen“, also Volksschulen mehr. Seitdem nannte man sie, wie man es heute kennt, Grund- und Hauptschulen. Die Kinder fuhren dann mit Bussen zu den Gemeindeschulen.

In den Hauptschulen begann dann der erste Englischunterricht, was dann auch zum Pflichtfach wurde.

Zum Spielen am Nachmittag verabredete man sich bereits in der Schule, da es ja noch keine Mobilfunkgeräte gab. Auf der Poststelle konnte man ab Ende der fünfziger Jahre für wenig Geld wichtige Telefonate zum Beispiel zum Arzt oder Krankenhaus erledigen. Ab Anfang der siebziger Jahre hatte fast jeder ein eigenes Telefon (Bild 4).

Wenn man sich nicht verabredet hatte, traf man auch dennoch alle Kinder auf den Straßen, denn es gab ja noch keinen Fernseher. Ebenso gab es auch noch kein elektronisches Spielzeug. Man sprach sich ab, um welche Uhrzeit man sich wo traf. Nach dem Essen wurden Hausaufgaben gemacht. Erst, wenn man dann den Eltern bei der Arbeit fertig geholfen hatte, ging man raus. Die Mädchen trugen zum Spielen eine Spielschürze, um ihr Kleid zu schützen. Auch bei schlechtem Wetter wurde draußen gespielt. Zum Spielen traf man sich mit seinem Freund oder Freundin. Meist kamen ganze Kinderscharen zusammen, denn die Kinder, mit denen man sich verabredete, holten natürlich auch noch deren Freunde und Geschwister mit. So waren es schnell bis zu ca. zwölf Kinder und manchmal auch mehr. Man spielte im hohen Farn Verstecken oder Räuber und Gendarm bis zur verabredeten Zeit, wo man wieder zuhause sein musste. Da niemand eine Uhr besaß, ging man ins nächstgelegene Haus und fragte nach der Uhrzeit, oder man hörte schon die Mutter rufen. Auch, wenn die Kirchturmuhr um 18.30 Uhr schlug, wussten die Kinder, dass es Zeit war, nach Hause zu gehen.

Damals hatten die Kinder noch viele Möglichkeiten zum Spielen auf öffentlichen Plätzen. Sie spielten auch auf den Straßen, da es ja kaum Autoverkehr gab und es daher ungefährlich war. Ebenso gab es ja noch nicht so viele Hecken oder Zäune, die den Kindern den Spielbereich eingrenzten. Es war auch üblich, über Nachbarhöfe zu gehen und diese auch zum Versteckspielen zu nutzen. Sogar die Haustüren waren damals nie abgeschlossen.

Im Sommer spielten die Kinder vor allem gerne am Bach, wo sie dann den Bach stauten oder Schiffchen schwimmen ließen.

„Heppekäisje“ spielte man auch zuhause gerne. Mit einem Stein malte man ein Kreuz, aus sechs Quadraten bestehend, mit Zahlen beschriftet, auf die Straße. Dann musste man einen Stein in das erste Kästchen werfen. Das Kästchen, wo der Stein lag, durfte man nicht mit den Füßen berühren, musste man also überspringen. In das nächstgelegene Kästchen musste man auf einem Bein hinein hüpfen, danach in die anderen Felder der Zahlenreihe nach. Beim Zurückhüpfen musste man dann den Stein wieder aufheben, dieses Feld überspringen und zum Start hüpfen. Das machte man solange, bis man alle Kästchen abgehüpft hatte. Das Kind, das als erstes alle Felder durchhatte, gewann das Spiel.

Rollenspiele wie „Vater, Mutter, Kind“ und Phantasiespiele wurden sehr gerne gespielt. Kreis- oder Singspiele wie „Ringle, Ringle, Rose“ war auch oft dabei (Bild 5):

„Ringle, Ringle, Rose,
Butter in der Dose,
Schmalz in dem Kasten,
morgen woll'n wir fasten,
übermorgen Lämmlein schlachten,
das soll machen Mäh!“

Dann gab es auch Fingerspiele, die mit Restewollfäden vom Socken Stricken gespielt wurden. Manche hatten auch einen Tretroller mit kleinen Eisenrädern und ganz selten auch mit Gummirädern.

Ab ca. 1962 spielte man auf noch nicht geteerten Straßen (mit dem Straßenbau begann man stellenweise ca. 1954) oder am Straßenrand mit Murmeln (Bild 6). Es wurde auch „Kneckele“ genannt. Man buddelte ein kleines Löchelchen und musste versuchen, dort die Murmel herein zu treffen, oder durch genaues Zielen den anderen Kindern die Murmeln wegzuschießen. Wer seine Murmel als erstes ins Loch traf oder am nächsten dran war, gewann.

Auch „Blinde Kuh“ war ein beliebtes Spiel. In einem Spielfeld, das man sich mit einem Stein aufmalte, musste man mit verbundenen Augen die anderen Spieler fangen, die der Fänger an ihren Rufen hörte. Der Gefangene war dann die nächste Blinde Kuh.

Früher spielte man auch schon „Plumpsack“. Man stand im Kreis und ließ hinter einem Kind zum Beispiel ein Taschentuch fallen. Derjenige musste es so schnell wie möglich aufheben und das weglaufende Kind fangen.

„Bäumchen wechsle dich“ war ein beliebtes Spiel im Freien. Alle mitspielenden Kinder suchten sich einen Baum. Dann musste ein Kind „Bäumchen wechsle dich“ rufen und alle Kinder suchten sich einen neuen Baum. Währenddessen musste das eine Kind, das gerufen hatte, auch versuchen, einen frei gewordenen Baum zu bekommen. Das Kind, das dann übrig blieb, war dann mit rufen dran.

Pferdchen spielte man auch damals schon mit einer Kordel.

Mit einer selbst gedrehten Kordel sprangen die Mädchen in der Nachkriegszeit auch schon gerne Seilchen oder „Durchspringen“ (Bild 7).

Die Mädchen spielten oft mit Puppen, während die Jungs wahrscheinlich schon schmutzig waren und bereits offene Knie vom wilden Spielen hatten. Meist hatte man nur eine Puppe, womit man auch zufrieden war (Bild 8). Man fuhr zu mehreren mit ihren Puppenwagen (Bild 9) durch das Dorf, jedoch mussten sich die Geschwister meist einen Wagen teilen und Puppenwagenrennen fanden die Kinder damals auch sehr lustig.

Ein neues Puppenkleid gab es dann auch schon mal zu Weihnachten von den Eltern oder zu Neujahr von den Paten. Ostern bekam man meist nur ein paar Ostereier und ein bisschen Süßes.

Früher feierte man auch eher den Namenstag. Geburtstag feiern wie heute kannte man damals noch nicht. In der Schule sangen die Kinder dann ein Geburtstagsständchen. Geschenke bekam man dann aber nicht, da die Familien dafür nicht genügend verdienten.

Verschiedenste Ballspiele wie „Völkerball“ waren vor allem bei den Mädchen beliebt. Die Jungen spielten natürlich damals schon liebend gerne „Fußball“ oder „Handball“. Indianer spielen war bei ihnen auch sehr beliebt.

Im Winter machten die Jungen früher gerne Laubsägearbeiten oder spielten mit Spielbaukästen. Oder sie liebten Karten- und Brettspiele, wie „Mühle“, „Halma“, „Schach“, „Skat“ oder „Mensch ärgere dich nicht“. Die Mädchen liebten das Spielen mit dem Kaufladen (aus Holz) oder dem Puppenherd.

Natürlich wurde im Winter viel Schlitten gefahren (Bild 10). Die Holzschlitten waren von den Marken „Eifel“ und „Davos“. Wenn die Strümpfe, Schuhe, der Rock oder Mantel nass waren, musste man nach Hause gehen. Umziehen konnte man sich nicht, weil die Kleidung am nächsten Tag wieder für die Schule trocken sein musste. Es gab im Sommer ein Schulkleid und Schürze und die weniger gute Kleidung war fürs Spielen. Man hatte als Kind von beidem jeweils nur eine Garnitur. Die Kleidung wurde jeweils von den jüngeren bzw. kleineren Geschwistern aufgetragen und immer wieder geflickt und gestopft. „Ich erinnere mich noch an den Tag, wo ich

als jüngere Schwester größer als meine ältere Schwester war und auch mal ein neues Schulkleid bekam", erzählte Oma Waltraud.

Im Sommer, in den Ferien, die damals vier Wochen dauerten, ging man täglich Waldbeeren pflücken. Daraus backte man dann Pfannkuchen oder belegte einen Kuchenboden damit. Ebenso kochte die Mutter noch einige in Einmachgläser („Weckgläser") ein, um für den Winter etwas Vorrat zu haben. Man pflückte so lange, bis das Geschirr, zum Beispiel ein Eimer oder eine Kanne, voll war und danach konnten die Kinder im Wald noch etwas spielen. Abends um halb sieben, also wenn die Kirchenglocke läutete, musste man nach Hause gehen.

Natürlich konnte man nicht immer den ganzen Tag spielen, da man ja auch noch Pflichten im Haushalt erledigen musste. Man half der Mutter beim Spülen, Abtrocknen oder musste seine Schuhe putzen. Damals hatte jedes Kind nur ein paar Sommer- bzw. Winterschuhe.

Im Garten wurde geholfen, das Unkraut zu jäten. Die Jungen halfen vor allem auf dem Hof dem Vater, wenn er von der Arbeit nach Hause kam.

Wenn der Sommer sehr heiß und trocken war, holten die Kinder, um Geld zu sparen, Wasser in Eimern am Brunnen oder an einer Quelle zum Wäschewaschen oder Putzen. Auch den Kühen brachten sie mittags oft Wasser aus einem Bach, damit sie genug zu saufen hatten. Wenn die Kühe nicht mehr genug Gras auf der Wiese hatten, trieben die Kinder sie um.

Einige Kinder mussten am Nachmittag auch Kühe am Wegesrand in einer Gasse hüten, weil die Wegränder der Gemeinde gehörten und man daher dafür nichts bezahlen musste. Auf der eigenen Weide machte man dann Heu. Dabei halfen die Kinder natürlich auch. Wenn ein Bach in der Nähe war, warf man Steinchen hinein. Man spielte Wettwerfen, also wer am weitesten kam.

In den 50er Jahren gab es noch wenige Zäune, daher mussten die Kinder abends helfen, die Kühe zum Melken herein zu treiben. Am nächsten Morgen durften die Kühe nach dem Melken wieder zum Grasen auf die Wiese. Die Kühe weideten, mit langen Eisenketten an einem Eisenpfahl befestigt, im Kreis. Erst in den 60er Jahren wurden Zäune gebaut und die Kühe konnten draußen am Melkwagen angebunden und gemolken werden. Dennoch mussten auch dann die Bauern die Kühe noch von Hand melken, da die Bauern nur ganz selten Melkmaschinen besaßen, die damals Gold wert waren. Denn Maschinen, die dem Bauer die Arbeit leichter gemacht hätten, gab es damals noch nicht oder waren viel zu teuer.

Im Herbst, wenn die Kartoffeln reif waren, wurden die Kartoffeln vom Vater von Hand ausgemacht und die Kinder hoben sie auf und sortierten sie nach klein und groß. Wenn man dann fertig war, spielte man „Eierlaufen" mit einem Alulöffel, wenn man vorher daran gedacht hatte, einen mit zu nehmen. Man musste allerdings auch gut auf den Löffel aufpassen und durfte diesen nicht verlieren. Nach der Ernte wurde dann auch das Laub angezündet und am Rand des Kartoffelfeldes wurde ein Feuerchen gemacht. Die Kinder durften die Kartoffeln mit einem Stöckchen dann anrösten und sich schmecken lassen.

Einkaufen (Bild 19) ging man fast jede Woche mit einer Kunstleder-Einkaufstasche oder mit einem Strohkorb im Lebensmittelgeschäft im Ort. Es hatte damals noch jedes Dorf einen Laden.

Früher ließ man beim Einkaufen im Dorfladen oft anschreiben, weil das Geld meist sehr knapp oder aufgebraucht war. Wenn man dann Geld von der Mutter mitbekommen hatte, bekam man ein kleines Tütchen mit Himbeerbonbons vom Verkäufer geschenkt.

Da die Häuser jedoch nicht sehr groß waren und es dadurch nicht so viele Zimmer gab, musste man im Haus auch nicht so viel Zeit mit dem Saubermachen verbringen. Der Nachteil war, dass man immer zu zweit in einem Bett schlief und auch oft zu dritt oder viert in einem Zimmer. Zum Spielen wurden die Schlafzimmer allerdings nicht benutzt. Man spielte im Winter, wenn man nicht raus ging, meist im Wohnzimmer, was man damals „Stoff" nannte.

Man kann sagen, dass die Nachkriegszeit eine zwar schöne und ruhige, aber sehr harte Zeit war. Die Kinder hatten zwar nicht so viel Spielzeug, wie heut zu Tage, spielten aber sehr kreativ in großen Scharen im ganzen Dorf.

Bilder zum Aufsatz:

Bild 1 Holztisch und Bänkchen in der Schule. Die Schulbank aus den 1950er Jahren steht in der Sleidanus Apotheke in Schleiden.

Bild 2: Bundesjugendspiele 100 Meterlauf. Foto: aus der Chronik des Förderkreises Jahnkampfbahn Solingen

Bild 3: Hüpfekästchen / Heppekäisje. Foto: KStA, DuDa – die Kinderzeitung, 09.06.2015

Bild 4: Telefon der 70er Jahre

Bild 5: Kreisspiele. Bild: Chronik der Gemeinde Zielshausen

Bild 6: Murmelspiele. Bild: Mein Ruhrgebiet, der Reiseblog

Bild 7: Seilchenspringen. Bild: Pestalozzi Schule, Hamburg

Bild 8: Puppe aus den 60er, 70er Jahren. Bild von W. Hergarten

Bild 9: Kinder mit Puppenwagen. Bild von W. Hergarten

Bild 10: Schlittenfahrt in Bronsfeld. Foto: Archiv Geschichtsforum Schleiden, Foto Martina Kirch

Quellen

Bilder 1 und 10, Geschichtsforum Schleiden e.V.

http://www.jahnkampfbahn.de/sport/img/gauturn-fest.jpg (Bild 2)

https://www.ksta.de/ratgeber/familie/gummihopse--kaesekaestchen-zehn-spiele-klassiker--die-schon-unsere-grosseltern-liebten-1188656 (Bild 3)

https://pixabay.com/de/images/search/alte%20telefon/ (Bild 4)

https://www.zilshausen.de/chronik/erinnerungen/kinderspiele-auf-der-dorfstrase/ (Bild 5)

https://www.mein-ruhrgebiet.blog/wp-content/uploads/2017/06/07.-SAM-SHAW-Kinder-spielen-mit-Murmeln-Missouri-1943-%C2%A9-Sam-Shaw-Inc.-www.jpg (Bild 6)

https://www.pestalozzi-schule-hamburg.de/s/cc_images/cache_2484989762.jpg (Bild 7)

Bilder von W. Hergarten: Zeugnis und Bilder8 und 9

Interview mit W. Hergarten (Zeitzeugin aus dem Jahrgang 1951)

Interview mit E. Hergarten (Zeitzeuge aus dem Jahrgang 1948)

Interview mit Anna Sophia Klein (Zeitzeugin aus dem Jahrgang 1939)

Die Eifeler Landwirtschaft in der Nachkriegszeit

Arbeit von Chiara Klein (14), Klasse 9, HJK

Da die maschinelle Industrialisierung der Landwirtschaft in der Eifel erst in den 1960er Jahren begann, wurde zuvor größtenteils mit Hand und Ochsen- bzw., wer es sich leisten konnte, mit Pferdegespannen gearbeitet. Auch die Kinder mussten damals viel mitarbeiten. Ihre Aufgabe war es zum Beispiel, die Kühe zu hüten, denn in der Nachkriegszeit gab es nur wenige Zäune, Unkraut im Garten zu zupfen oder das Kleinvieh zu füttern. Auch auf dem Feld mussten sie, wie der Rest der Familie, mit anpacken. Die Landwirtschaft war eine Subsistenzwirtschaft, d.h. Selbstversorgungswirtschaft. Man benötigte die Erträge aus dem Garten, vom Feld und durch die Hausschlachtung, um die eigene Familie ernähren zu können. Da man damals allerdings nicht viel Großvieh hatte, wurde meist ein Rind, das nicht im Stande war, Kälbchen zu gebären, oder eine alte Kuh im Jahr verkauft, um von dem Geld neue Kleidung kaufen zu können. Die meisten Kinder liefen in kurzer Kleidung herum, da nur wenig Stoff zur Verfügung stand und die Familien meist 6 oder mehr Personen umfassten. Man nähte oder strickte die Kleidung selbst und stopfte oder besserte alte Kleidung aus, da man nicht genug Geld hatte, um ständig neue Kleidung zu kaufen. Die jüngeren Geschwister trugen die Kleidung der älteren Geschwister oder anderen Verwandten auf.

Die Stiere wurden kastriert, damit sie ruhig blieben und nicht bösartig wurden. Sie wurden also zu Ochsen. Diese wurden dann vor Pflüge, Wagen oder Eggen gespannt, um die Feldarbeit zu unterstützen und diese somit für den Bauern zu erleichtern.

Dennoch musste der größte Teil der Arbeit von Hand erledigt werden:

Im Frühjahr begann man mit dem Säen des Getreides. Zuerst lud man den Mist, der von den Tieren produziert worden war, auf einen Karren, der von Ochsen oder Pferden gezogen wurde. Dann wurde er auf dem Feld mit Mistgabeln abgeladen und über das ganze Feld verteilt. Dies diente als natürliches Düngemittel, um den Boden urbar, also fruchtbar zu machen. Wenn der Boden fruchtbar, das Wetter und die Temperatur gut waren, begann man mit dem Säen. Diese Umstände bestimmte man mit dem Barometer (siehe Bild 1). Dazu wurden die Ochsen oder Pferde vor den Pflug (siehe Bild 2) gespannt und das Feld gepflügt. Dies erfordert dennoch eine große Kraft und Anstrengung des Bauern, da die Ochsen oder Pferde den Pflug nur zogen. Der Bauer aber musste darauf achten, dass der Pflug in der Bahn blieb, er musste diesen also führen. Dazu ging er immer hinter dem Pflug (siehe Bild 3). Durch das Pflügen entstanden ca. 25 cm breite Bahnen, sogenannte Furchen. Innerhalb von einem Tag konnte man einen Morgen[1] pflügen. Nachdem er das Feld gepflügt hatte, eggte er das Feld mit einer Egge (siehe Bild 4). Dadurch wurde das Feld geebnet und gelockert, da die Erdbrocken dadurch zerkleinert wurden. Danach ging er mit der Säwanne (siehe Bild 5) über das Feld und verteilte so den Samen. Nachdem dies erledigt worden war, eggte er das Feld erneut, um den Samen in die Erde einzuarbeiten. Dann wuchs das Getreide nur unter Natureinflüssen (also Niederschlag, Luftfeuchtigkeit und Temperatur), denn er verwendete keinen chemischen Dünger. Das Getreide wurde dann im August oder September geerntet. Dafür wurde das Getreide mit einer Sense gemäht, dann wurde es zu sogenannten Garben zusammengebundenen und schließlich zum Trocknen aufgestellt. Wenn die Frucht getrocknet war, wurde sie auf einen Wagen aufgeladen und dann auf dem Hof in den Heustall gebracht. Später im Jahr wurden die Körner mit dem Dreschflegel (siehe Bild 6) aus den Ähren gedroschen. Als nächstes wurden die Körner in den Fauch (diese ist eine siebartige Reinigungsmaschine (siehe Bild 7) gegeben, um die Spreu vom Weizen zu trennen. Später wurde dafür ein Dreschkasten (siehe Bild 8) eingesetzt. Zu guter Letzt wurden die Körner gemahlen und zu Mehl verarbeitet.

Damit wurde dann Brot im Backes (Backofen, der mit Holz beheizt wird) gebacken.

Gedicht: „Das Brot“

Er saß bei Frühstück äußerst grämlich.
Da sprach ein Krümchen Brot vernehmlich:
Aha, so ist es mit dem Orden
für diesmal wieder nichts geworden.
Ja, Freund, wer seinen Blick erweitert

[1] Anmerkung der Redaktion: Ein Morgen (Mg) in unserer Region = 2500 Quadratmeter.

und schaut nach hinten und nach vorn.
der preist den Kummer, der ihn läutert.
Ich selber war ein Weizenkorn.
Mit vielen, die mir anverwandt,
lag ich im lauen Ackerland.
Bedrückt von einem Erdenkloß,
macht' ich mich mutig strebend los.

Gleich kam ein alter Haas gehupft
und hat mich an der Nas' gezupft,
und als es Winter ward, verfror,
was peinlich ist, mein linkes Ohr,
und als ich reif mit meiner Sippe,
oh weh, da hat mit seiner Hippe
der Hans uns rundweg abgesäbelt
und zum Ersticken festgeknebelt
und auf die Tenne fortgeschafft
wo ihrer vier mit voller Kraft
im regelrechten Flegeltakte
uns klopften, dass die Scharte knackte!

Ein Esel trug uns in die Mühle.
Ich sage dir, das sind Gefühle,
wenn man, zerrieben und gedrillt,
zum allerfeinsten Staubgebild,
sich kaum besinnt und fast vergisst,
ob Sonntag oder Montag ist.
Und schließlich schob der Bäckermeister,
nachdem wir erst als zäher Kleister
in seinem Troge bass gehudelt,
vermengt, verknetet und vernudelt,
uns in des Ofens höchste Glut.
Jetzt sind wir Brot. Ist das nicht gut?
Frischauf, du hast genug, mein Lieber,
greif zu und schneide nicht zu knapp
und streiche tüchtig Butter drüber,
und gib den andern auch was ab!

Das Holz, das dafür gebraucht wird, wurde ebenfalls selbst herbeigeschafft. Zuerst wurde ein Baum mit Axt und Baumsäge (Zweimannsäge, siehe Bild 9) gefällt. Dann hat man die Bäume entweder mit Pferden, den sogenannte Rückepferden, oder einem Wagen aus dem Wald geholt. Dann wurde das Holz mit der sogenannten Rammsäge (siehe Bild 10) kleingeschnitten also zu Brennholz verarbeitet.

Mit dem Brennholz beheizte man auch das Haus durch einen Kamin, denn es gab ja noch keine elektrische Heizung. Auch der Räucherofen (siehe Bild 11) wurde damit beheizt, denn früher machte man seine Wurst, Butter und Klatschkäse (Käse aus Magermilch) noch selber. Es gab keine großen Supermärkte, aber in fast jedem Dorf gab es einen kleinen Laden, in dem man vieles kaufen konnte. Aber auf dem Land produzierte man den größten Teil seiner Lebensmittel selbst. Fast jeder hatte einen eigenen Gemüsegarten, Obstbäume, Kühe, Rinder, Ochsen, Stiere, Kälbchen, Schweine, Hühner und gelegentlich auch Pferde. Aus dem Obst machte man Marmelade und Kompott (Apfelmus). Das Gemüse kochte man ein, die Reste kochte man und verwendete es als Viehfutter. Die Tiere wurden entweder bei Gelegenheit verkauft oder in der Hausschlachtung erlegt. Das Fleisch pökelte man ein oder machte Wurst daraus und räucherte diese, um sie haltbarer zu machen. Da es damals noch keine Melkmaschinen gab, wurde mit der Hand gemolken.

Die Milch wurde entweder roh getrunken, zu Butter oder Klatschkäse (Käse aus Magermilch) verarbeitet.

Die Butter stellte man her, indem man die warme Rohmilch direkt nach dem Melken in ein Sieb, das mit einem Baumwolltuch ausgelegt war, goss. Damit dieses vom Schmutz befreit wird. Danach gab man dies in die Zentrifuge, darin werden Magermilch und Rahm (Sahne) voneinander getrennt. Diese laufen getrennt aus der Zentrifuge heraus und werden in zwei separaten Behältern aufgefangen. Nach der Trennung wird der Rahm, also

die Sahne, in einen Steinkrug gefüllt und in die Kellertreppe gestellt, da dort eine sehr gute Temperatur für die Sahne herrscht und sie dort leicht ansäuern kann. Anschließend wird die angesäuerte Sahne mit Handarbeit im Butterfass (siehe Bild 12) geschlagen. Im Butterfass werden Fett (Butter) und die restliche Milch (Buttermilch) getrennt. Die Butter ist fertig, wenn das Fett sich verklumpt hat. Die Buttermilch wird dann aus dem Fass abgeschüttet. Im nächsten Schritt wird die Butter mit kaltem Wasser abgewaschen, dies dient dazu, dass die Butter nicht ranzig (sauer) wird, sie wird also länger haltbar gemacht. Zu guter Letzt wird die Butter mit Salz verknetet und geformt.

Die Essensreste, die die Menschen hinterließen, wie zum Beispiel kleine Kartoffeln und Schalen, wurden gekocht und an das Vieh verfüttert. Die Hühner bekamen den Abfall aus der Küche und Getreide. Das Rindvieh fütterte man mit Heu und Hafer. Wenn das Futter knapp war, ersetzte man dies durch Stroh. Die Schweine fraßen die gekochten Kartoffeln und etwas Getreide. Pferde bekamen ebenfalls Heu und Getreide.

Im Sommer wurden die Tiere morgens und abends mit Eimern voll mit Wasser aus der Leitung getränkt. Denn es gab ja noch keine Selbsttränken. Um Wasser einzusparen, trieb man die Tiere morgens vom Stall auf die Weide und mittags wieder in den Stall, damit sie nicht der prallen Sonne ausgesetzt waren. Nachmittags wurden sie wieder auf das Feld getrieben. Wenn sich die Gelegenheit bot, an einem Weiher vorbeizugehen, wurde das Vieh dort getränkt. Nachts stand das Vieh im Stall, allerdings ließ man Türen und Fenster offen, damit es kühler war.

Bauernregel: „Wenn der April Spektakel macht, gibt‘s Korn und Heu in voller Pracht.“

Heu wird im Sommer, Ende Juni und im Juli, gemacht, da es dann warm ist und das Heu schneller trocknet. Um qualitativ hochwertiges Heu zu machen, beginnt man erst mit dem Heumachen, wenn es in den nächsten Tagen keinen oder nur sehr wenig Regen geben wird, da es nicht nass werden sollte und vollständig trocknen muss. Des Weiteren musste das Gras hochgewachsen sein, damit es sich lohnte. Man begann damit, das Heu mit einer Sense zu mähen. Dies tat man, wenn der Morgentau noch auf dem Gras lag, da es sich dann besser schneiden ließ. Man mähte meist mit einer Sense, allerdings gab es auch Familien, die bereits eine Mähmaschine besaßen. Diese wurde dann mit einem Geschirr an die Ochsen oder Pferde angespannt. Der Bauer führte diese übers Feld. Das Gras ließ man dann auf dem Feld liegen und wartete ab, bis das Gras etwas angetrocknet war. Anschließend übernahm die Familie das Wengen (Wenden) des Heus. Dies taten sie mit einem Rechen. Sie drehten das Heu und warfen es gleichzeitig ein wenig hoch, damit der Wind durch das Heu hindurch wehen konnte. Diesen Schritt wiederholte man, bis das Heu schließlich vollständig getrocknet war. War dies der Fall, trug man das Heu, das vorher in mehreren Reihen lag, zu zwei Reihen zusammen. Der Bauer und seine Familie luden dann das Heu mit Heugabeln auf den Leiterwagen auf. Dieser Wagen wurde extra als Heuwagen zurechtgemacht. Dabei kletterte einer auf den Wagen, um das Heu zu richten, damit es nicht runter fiel. Man legte auf den Wagen rechts und links zwei große Haufen, in der Mitte wurde ein großes Bündel Heu gelegt. So entstanden meistens drei oder vier Reihen auf dem Wagen. Um das Heu zu sichern, damit es nicht vom Wagen fiel, wurde eine lange Holzstange (Plattdeutsch: Wessboom) über den Wagen gelegt und mit einem Seil, das vorne an den Ecken des Wagens und hinten festgebunden war. Das Seil wurde über die Stange drübergelegt. Man zog solange an den Seilen, bis die Stange vollkommen stramm (fest) gezogen war. Anschließend brachte der Bauer das Heu mit einem Wagen nach Hause, wo es mit einem Greifhaken, der an einer Seilwinde befestigt war, auf den Heustall gezogen wurde. So konnte man es dann immer, wenn man die Kühe fütterte, vom Heustall in den Stall hinunterwerfen und dann an das Vieh verteilen.

Ein Lied sagt:

Wenn kühl der Morgen atmet,
gehn' wir schon auf grüne Au,
mit rot bekränzter Sens' und mähn'
die Wies' im blanken Tau.
Wir Mäher dalderadei,
wir mähen Blumen und Heu, juchei!
Wir Mäher dalderadei, juchei!
wir mähen Blumen und Heu.

Aber auch die Kartoffeln wurden, wie bereits erwähnt, selbst angebaut. Diese waren das Grundnahrungsmittel der damaligen Zeit.

Dafür wurde der Boden ebenfalls mit Mist gedüngt, dann gepflügt und geeggt. Anschließend wurden mit einem Herkel (ein Werkzeug, das einem Rechen ähnelt, siehe Bild 13) von Hand die Furchen gezogen, später wurde ein Pflug dafür verwendet. In diese Furchen wurde dann immer im Abstand von 30 cm eine sogenannte Mutterkartoffel gelegt. Diese stammt in der Regel aus der Ernte des Vorjahres und wird als Samen verwendet. Der Herkel war 25 cm breit und wurde deshalb auch dazu verwendet, die eingepflanzten Kartoffeln zuzudecken. Dies tat man, indem man sich quer zur Furche hinstellte und die Erde mit dem Herkel über die Kartoffel zieht. Die Kartoffeln wuchsen dann nur unter guten Umwelteinflüssen, also einer guten Mischung aus Niederschlag, Luftfeuchtigkeit und Temperatur, bis man sehen konnte, dass kleine Blätter heraussprossen. Zu dieser Zeit wurden die Kartoffeln mit einem Heufelpflug (Gerät, das dazu gedacht ist, dachförmige Furchen zu ziehen, siehe Bild 14), der hinter die Pferde oder Ochsen gespannt wurde, beheufelt. Auch hier führte der Bauer den Pflug. Dann ließ man die Kartoffeln wachsen. Allerdings musste man ab Juni zwischendurch die Kartoffelpflanzen vom Unkraut befreien, damit sie besser gedeihen können. Ebenfalls musste man dann auch schauen, ob die Kartoffeln vom Kartoffelkäfer (siehe Bild 15) befallen sind. Der Kartoffelkäfer ist gelb und schwarz gestreift. Man findet ihn unter den Blättern der Kartoffelpflanze. Dort legt er auch seine Eier, diese sind rötlich gefärbt, im großen Stil ab. Der Kartoffelkäfer wurde während dem Zweiten Weltkrieg von den Amerikanern als Vernichtungsmittel auf den deutschen Feldern abgeworfen. Deshalb sammelten Schulklassen während der Schulzeit diese Käfer vom Feld. Die Käfer wurden dann verbrannt oder zerdrückt. Dies war nötig, da sich der Kartoffelkäfer sehr schnell verbreitete und sich von den Blättern der Kartoffelpflanzen ernährte. Diesen Strauch brauchten die Kartoffeln aber, um an Kohlenstoffdioxid (CO_2) und andere Nährstoffe zu gelangen. Ohne diese können die Kartoffeln nicht wachsen. Folglich können die Kartoffelkäfer die ganze Ernte zerstören, wenn sie nicht vernichtet werden.

Wenn das Laub der Kartoffelpflanze im Oktober verwelkt war, waren die Kartoffeln reif. Der Bauer ging dann mit dem Karscht (Harke) auf das Feld und teilte das Feld in 5 m breite Abschnitte (Joohn) auf und harkte die Kartoffeln aus. Anschließend wurden sie von der Erde befreit und der Bauer warf die Kartoffeln im Gehen seitlich hinter sich. In der Zwischenzeit wurden die Kartoffeln auf dem Feld liegen gelassen, damit sie trocknen konnten. Wenn sie angetrocknet waren, hob die ganze Familie die Kartoffeln auf und sortierte sie gleichzeitig in Eimer, Körbe und Säcke. Die Großen schüttete man auf den Wagen, die Mittleren wurden als Setzkartoffeln (Mutterkartoffeln) in Säcke sortiert und für das kommende Jahr aufgehoben. Die Kleinen wurden ebenfalls in Säcke sortiert. Bei diesem Arbeitsvorgang wurden alle Kartoffeln auf den Wagen geladen und nach Hause gebracht. Das Laub wurde auf einem Feld verbrannt. Dies fand meist an mehreren Tagen statt, da sich die Kartoffelernte meist über ca. zwei Wochen erstreckte. Die Kinder warfen in dieses Feuer größere Kartoffeln hinein und ließen diese garen. Die Schale war schwarz verbrannt und hart und wurde dann mit (Papas) Taschenmesser vom Kartoffelfleisch abgelöscht und verzehrt. Durch das Garen im Feuer erhielt die Kartoffel einen leicht rauchigen Geschmack. Unter anderem machte man dies, damit die Kinder beschäftigt waren und die Erwachsenen nicht zu sehr störten. Zu guter Letzt wurden die Kartoffeln in den Keller gelegt, wo sie in vorher gebauten Holzkisten gelagert wurden.

Bauernregel: „Ist der Oktober warm und fein, kommt ein scharfer Winter drein. Ist er aber nass und kühl, mild der Winter werden will."

Bis Mitte der 50er Jahre mussten die Bauern den Großteil ihrer Arbeit per Hand erledigen. Doch mit der mechanischen Industrialisierung der Landwirtschaft wurde den Bauern ein Teil ihrer Arbeit erleichtert. Denn Ende der 50er, Mitte der 60er Jahre wurden die ersten Trecker eingesetzt (Beispiel: Bild 16). Diese waren aber teuer und so konnte sich nicht jeder einen Trecker leisten. Ab den 1940er Jahren bildeten sich Genossenschaften und Aufbauringe (siehe Bild 17) auch in der Eifel. Das Konzept dieser war, dass jeder einen Teil des Geldes für teure Maschinen zahlte, so konnte man viele teure Maschinen kaufen, die sich ein einzelner Bauer nie hätte leisten können. Die Maschinen wurden bei einem der Investoren, meist Bauern, abgestellt und dann wurde ausgemacht, wer sich wann diese Maschinen nehmen darf. Dies waren also Zusammenschlüsse von meist nicht wohlhabenden Bauern.

Auch die Viehmärkte fanden nach dem Krieg wieder statt (siehe Bild 18). Dort verkauften einige Bauern ihr Vieh, um sich und ihre Familien zu ernähren. Es gab aber keinen festen Preis für die Waren, es wurde gehandelt und gefeilscht. Teilweise wurden die Tiere auch versteigert, nach dem Prinzip „Der Meistbietende bekommt den Zuschlag".

Nach dem Krieg kamen außerdem einige Flüchtlinge aus Städten wie Köln in die Eifel. Sie gingen von Tür zu Tür und baten um Essen. Die Bauern halfen in den meisten Fällen und gaben ihnen etwas von ihrem Essen ab. Dabei mussten auch die Bauern ihre Mahlzeiten relativ mager gestalten. Damals gab es nicht so viel Sahne oder Kaffee, wie wir es heute kennen. In die Bohnen, die normalerweise mit Sahne zubereitet werden, gab man Speckwürfel, um dies zu strecken. In die Suppen wurden statt Nudeln rohe Kartoffeln hineingeschnitten.

Eine Anekdote sagt:

„Ein Bettler, der ein feiner Pinkel war, ging Hamstern und bekam von einer Frau eine Tasse Kaffee. In der Tasse war eine Ecke herausgebrochen. Der Mann dachte sich: „Das ist aber gut für mich, wenn die Tasse kaputt ist, hat bestimmt noch niemand daraus getrunken. Dann kann ich gut aus dieser Tasse trinken.“ Da sagte die Frau: „Aus der Tasse trank ich mein Leben lang.“ Da bekam der Bettler einen Schreck.

Auch Medizin war Mangelware. Im Krieg wurde der Großteil an Penizillin (erstes Antibiotikum) verbraucht. Man mischte hauseigene Salben und Tränke an, wie zum Beispiel das Ringelblumenöl. Es half gegen Hautleiden und bei Entzündungen. Es wurden auch oft Kräuter mit Schmand gemischt. Ein weiteres, sehr bekanntes Mittel ist Lebertran. Dieser wurde aus der Leber des Heilbuttes (Fisch) gewonnen und schmeckte leicht bitter. Deshalb wurde er auch oft auf Zucker geträufelt.

Insgesamt kann man sagen, dass die Nachkriegszeit von schwerer Arbeit, meist mit der Hand oder mit Ochsen- oder Pferdegespannen geprägt war. Die ganze Familie, also auch die Kinder, mussten mitarbeiten. Maschinelle Unterstützung, wie Trecker oder Fuhrwerke, gab es erst ab Ende der 50er, Anfang der 60er Jahre. Man betrieb Landwirtschaft, um sich selbst und seine Familie zu versorgen. Man half sich dennoch gegenseitig und stand sich nicht feindlich gegenüber.

Bilder zum Text

Bild 1: Barometer. Dies dient zum Ablesen von Wetterprognosen und Luftdruck.

Bild 2: Pflug. Dieser dient, wie der Name schon sagt, zum Pflügen.

Bild 3: pflügender Bauer. Auf diesem Bild sieht man Wilhelm Pützer aus Giescheid, der sein Feld mit einem Pflug, der von zwei Ochsen gezogen wird, pflügt.

Bild 4: Egge. Dieses Gerät dient zum Eggen, also zum Auflockern des Bodens und Zerkleinern der Erdklumpen.

Bild 5: Sähwanne. Dient zum Aussähen der Getreidesamen.

Bild 6: Dreschflegel. Nachgestellte Szene des Dreschens mit einem Dreschflegel, also dem Trennen der Körner von den Ähren.

Bild 7: Fauch. Gerät zum Reinigen des Getreides nach der Ernte.

Bild 8: Dreschkasten. Wurde ab Mitte der 1950er Jahren zum Dreschen des Getreides, d.h. dem Trennen der Körner von den Ähren verwendet.

Bild 9: Zweimannsäge (Hier ohne Holzgriffe an beiden Seiten). Wurde zum Fällen von Bäumen genutzt. Sie wird, wie der Name schon sagt, von zwei Personen gemeinsam bedient, indem man hin und her zieht.

Bild 10: Rammsäge (Auch Bogen oder Bügelsäge genannt). Wurde zum Zuschneiden von Brennholz verwendet.

Bild 11: Eingebauter Räucherofen. Wurde zum Räuchern des Fleisches gebraucht, um es länger haltbar zu machen.

Bild 12: Butterfass (von Miele). Wurde zum „Drehen von Butter" genutzt. (Genauere Beschreibung im Text).

Bild 13: Herkel. Rechenartiges Gerät wird zum Glattziehen der Erde verwendet.

Bild 14: Heufelpflug. Wird zum „Beheufeln" von Kartoffeln verwendet.

Bild 15: Kartoffelkäfer. Käfer, der die Blätter der Kartoffelpflanze isst und somit die Ernte ruinieren bzw. gänzlich zu Nichte machen kann. (genauere Informationen im Text).

Bild 16: Trecker. Dies ist ein Deutz D40 Baujahr 1959. Er dient als Beispiel, um einen Eindruck der damaligen Leistung der Trecker zu geben. Er ist ein mittel-starker Schlepper.

Bild 17: Aufbauring. Jedes Dorf hatte einen solchen Aufbauring. Die Bauern kauften sich gemeinsam Maschinen, die sie sich alleine nie hätten leisten können.

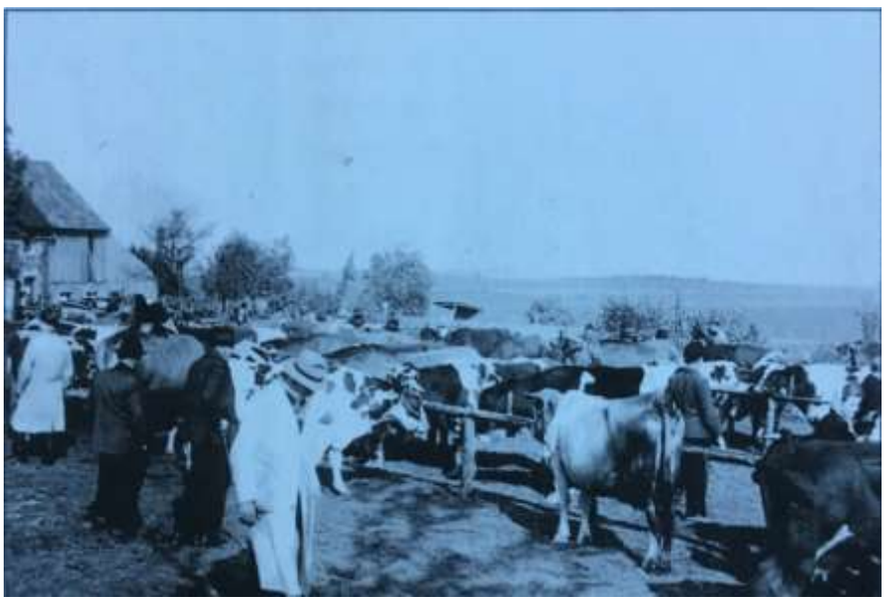


Bild 18: Viehmarkt. Dieser findet 1949 in Rescheid statt. Dort werden Tiere versteigert und verkauft.

Quellen

https://www.maz-online.de/Lokales/Dahme-Spreewald/Von-Lanz-Bulldog-bis-Dreschflegel (Dreschflegel Bild)

https://picclick.de/alte-Zinkwanne-Aussaatwanne-Pflanzkübel-Vintage-zum-aufhängen-Landhaus-202370144995.html (Sähwanne Bild)

https://www.ebay-kleinanzeigen.de/s-kunst/bayern/alte-geräte/k0c240l5510 (Fauch Bild)

https://m.ebay-kleinanzeigen.de/s-anzeige/1-antike-alte-buegelsaege-holz-saege-deko-hochzeit-gestellsaege-hand/1175994159-84-7956 (Zweimannsäge Bild)

https://www.lovethegarden.com/de-de/artikel/kartoffelkafer (Kartoffelkäfer Bild)

Gedicht „Das Brot“ von Wilhelm Busch aus dem Lesebuch „Sieben Ähren“ aus den 50er Jahren

Bauernregeln aus dem Buch „wahre Bauernregeln“

Bücher: „Das Hellenthaler Land 1945 – 1955” und „Hellenthal in alten Bildern” von Walter Hanf

Interview mit Anna Sophia (Zeitzeugin aus dem Jahrgang 1939) und Rolf Klein

Interview mit Eduard Hergarten (Zeitzeuge aus dem Jahrgang 1948)

Die Kindheit in der Nachkriegszeit

Gruppenarbeit von Sophia Metzele (16) und Mailin Bannert (16), HJK, Klasse 10

Heutzutage gehen alle Kinder zur Schule, sind in sämtlichen Vereinen und besitzen natürlich schon früh ihr eigenes Smartphone. Allerdings spielen heute viel weniger Kinder draußen auf der Straße oder treffen sich mit dem Fahrrad auf dem Bolzplatz. Vor einigen Jahren sah es hier aber noch anders aus. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte Deutschland einen neuen Aufschwung. Die Menschen waren noch geprägt von den Ereignissen des Krieges, dennoch versuchten sie ein möglichst glückliches Leben in unserer heutigen Heimat zu führen. Dazu gehörte natürlich auch, ihren Kindern eine schöne und normale Kindheit zu bieten. Für unseren Textbeitrag haben wir einige dieser Kinder der Nachkriegszeit befragt und haben ein paar interessante Antworten erhalten.

Roswitha

Roswitha wurde im November 1954 in einem Krankenhaus in Düsseldorf geboren. Ihre ersten Lebensjahre verbrachte sie als einziges Kind ihrer Eltern in der Großstadt, bevor sie im Oktober 1960 nach Kall, in die Heimat ihrer Eltern, zog. Während sie in Düsseldorf einen Kindergarten besuchte, gab es diesen auf dem Dorf in der Eifel noch gar nicht. Doch dafür war das Leben in Kall sonst sehr viel schöner für ein Kind, erzählt Roswitha. Denn während sie in Düsseldorf als kleines Kind immer perfekt gekleidet sein musste und sich nicht dreckig machen durfte, war es in Kall ganz normal, wenn Kinder auf der Wiese oder im Matsch spielten. Auch ihre Mutter, die sonst nur im schicken Kostüm mit farblich abgestimmtem Hut vor die Tür ging, änderte auf dem Land ihre Gewohnheiten und kleidete sich nur noch für die wöchentlichen Kirchenbesuche so fein. Die Familie fing auch an, das in der Eifel so übliche Platt statt dem sauberen Hochdeutsch der Stadt zu sprechen. Allerdings änderte die Familie nach dem Umzug nicht alle Sitten. So besaß der Vater zum Beispiel einen schicken Sportwagen, wobei die meisten Nachbarn in Kall noch kein Auto besaßen. Die Familie hatte auch schon früh ein Telefon, obwohl das Telefonieren in der Nachkriegszeit noch sehr teuer war. Zusätzlich besaßen sie auch einen Fernseher, was zu der Zeit etwas ganz besonders war. Das Bild war damals noch in schwarz-weiß und es gab nur die Sender ARD und ZDF. Gesendet wurde zudem nur vom Mittag an bis in den frühen Abend und Kinderprogramm lief nur einmal in der Woche. Dann lief meistens „Lassie“ oder „Fury“ und die Sendung dauerte eine halbe bis dreiviertel Stunde, erzählt Roswitha. Da ja nur einmal in der Woche Kinderprogramm lief und die Familie die einzige in der Nachbarschaft war, die einen Fernseher besaß, durften dann immer die Nachbarskinder vorbei kommen, um die Sendung mitzugucken.

Wenn aber gerade kein Kinderprogramm ausgestrahlt wurde, spielten die Kinder viel draußen. Es gab noch keine Sport- oder Musikvereine, die Roswitha und ihre Freunde hätten besuchen können. Aber dafür gab es jede Menge Platz draußen zum Spielen, denn es waren noch nicht so viele Häuser gebaut wie heute. Überall waren große, freie Wiesen und auf den Straßen fuhren noch kaum Autos. Deswegen konnten sich die Kinder frei in ihrer Nachbarschaft bewegen und Fahrrad oder Rollschuh fahren. Ab und zu spielte Roswitha Fußball auf dem Acker, obwohl das eher eine Beschäftigung für die Jungen war. Im Winter fuhren die Kinder dann Schlittschuh oder rodelten die Rodelwiese in der Nähe ihrer Nachbarschaft herunter. Da es kaum Verkehr auf den Straßen gab, konnten die Kinder bis auf die Straße rodeln, ohne sich in Gefahr zu bringen. Es gab noch kein Streusalz, stattdessen nutzen die Leute die Asche vom Heizen und wenn jemand keine Kinder vor der Haustür haben wollte, verteilte er die Asche besonders großzügig, weil dann das Rodeln nicht mehr funktionierte. Roswitha erzählt, dass sie, wenn sie nicht gerade draußen spielte, sehr viel mit Puppen gespielt hat. Sie hatte sich immer einen Spielzeug-Bagger gewünscht, doch ihr Vater erlaubte ihn ihr nicht, da es nur ein Spielzeug für Jungen wäre. Zum sechsten Geburtstag bekam Roswitha einen Hund geschenkt, den sie Hexe nannte. Sie liebte diesen Hund sehr, denn er war ein treuer Spielgefährte für sie. Sie sagt, dass die Erinnerung an Hexe eine der schönsten Erinnerungen ihrer Kindheit sei. Neben Hexe hatte die Familie einige Zeit lang Hühner und einen Hahn neben ihrem Haus leben. Das Haus gehörte ihren Großeltern und außer Roswitha und ihren Eltern lebte der Großvater noch im Haus. In Düsseldorf hatte die Familie kein eigenes Haus besessen. Dort lebten sie ohne den Großvater bei einer sehr reichen Familie zur Miete. Roswitha hatte Glück, denn als Polizist verdiente ihr Vater nicht schlecht und konnte seiner Familie Dinge wie einen Fernseher oder den jährlichen Nordsee-Urlaub in den Niederlanden finanzieren. Auch die schicken Kostüme der Mutter und der eigene Sportwagen waren für damalige Verhältnisse wahre Luxusgüter. Das Auto besaß keine Türen, nur ein Verdeck, berichtet Roswitha, und weil die engen Röcke und teuren Nylon-Strumpfhosen der Mutter nicht zum Klettern geeignet

waren, sägte der Vater kurzerhand eine Tür in das Auto und befestigte sie mit Scharnieren. Ein eigenes Auto oder einen Führerschein hatte die Mutter nie besessen. Wenn Roswitha irgendwo hin wollte, fuhr der Vater allerdings nur selten. Dann musste sie das Fahrrad oder den Schienenbus nehmen. So kam sie auch zur Schule, in die sie um Ostern herum im Jahr 1961 eingeschult wurde. Sie besuchte die Volksschule in Kall vier Jahre lang und wechselte dann auf die Realschule in Gemünd. Während Roswithas Schulzeit wurde der Einschulungszeitraum vom Frühjahr in den Herbst verlegt und so kam es, dass die Kinder ein ganzes Schuljahr in nur der Hälfte der Zeit absolvieren mussten. Die Lehrer waren streng und so manches Mal wurden die Jungen mit dem Stock geschlagen. Wenn die Kinder ihren Lehrern außerhalb der Schule begegneten, mussten die Mädchen einen Knicks und die Jungen den „Diener" machen und dazu „Guten Tag, Frau Lehrerin" oder „Guten Tag, Herr Lehrer" sagen. Ein normaler Schultag dauerte immer sechs Schulstunden, allerdings mussten die Kinder auch samstags zur Schule gehen, dann aber nur vier Unterrichtsstunden. Nach der Schule gingen die Kinder wieder draußen spielen und die Jugendlichen trafen sich. Roswithas Vater war streng, deswegen durfte sie auch, als sie schon etwas älter war, unter der Woche nur bis 19 Uhr mit Freunden unterwegs sein. Am Wochenende musste sie um 19:30 Uhr zuhause sein.

Roswitha erzählt, dass sie schon immer gerne Musik gehört hat. Die Mutter hörte gerne Elvis, der Vater bevorzugte die damals typische Volksmusik und war Mitglied in einem Gesangverein. Roswitha selbst mochte am liebsten die Bee Gees und andere Musik auf Englisch. Doch wie die meisten Eltern akzeptierten auch Roswithas Eltern nur die Musik von Elvis als englischsprachige Musik. Deswegen hatte sie besonders Glück, dass sie schon früh ein eigenes Tonbandgerät besaß, mit dem sie Musik vom Schallplattenspieler aufzeichnen konnte. Von einem Bekannten bekam sie dann ab und zu die Platten geliehen, die sie sich dann aufnahm.

Roswitha berichtet außerdem, wie wichtig die Familie zu der Zeit noch war. Bei Festen kamen immer alle Familienmitglieder zusammen und nach jedem Kirchenbesuch am Sonntag gingen alle zusammen zur Großmutter und erzählten von der Predigt. Überhaupt war die Familie sehr fromm und die Großmutter ging jeden Morgen um sechs Uhr nüchtern in die Kirche. Der Glaube war für die Leute nach den vergangenen Ereignissen sehr wichtig. Das Leben war deutlich glücklicher und die Leute hatten in dieser Wirtschaftswunderzeit das Gefühl, dass alles bergauf ging.

Marion

Marion wurde 10 Jahre später als Roswitha geboren, im Jahr 1964. Sie wurde in einem kleinen Dorf im Altkreis Schleiden geboren und lebt schon ihr ganzes Leben dort. Als Kind lebte sie zusammen mit ihren Eltern in einem Haus. Ihre Mutter wurde selbst in diesem Dorf geboren und baute zusammen mit ihrem Mann ein Haus neben ihrem eigenen Elternhaus. Der Vater stammte aus einem anderen Dorf in der Eifel. Marions Vater arbeitete als Verputzer und half überall am Bau. Ihre Mutter war Hausfrau und hatte in früheren Zeiten einmal die Post im Dorf ausgetragen. Früher erledigte sie das mit dem Fahrrad und später war sie ganz stolz, als sie sich ein Moped leisten konnte. Einen Autoführerschein hatte auch Marions Mutter eine lange Zeit nicht. Die Familie besaß später ein Auto und ihr Vater sogar ein Motorrad.

Gegenüber von Marions Haus lebten ihre Großeltern, die einen kleinen Dorfladen führten. Dort befand sich auch für einige Zeit das einzige Telefon im ganzen Dorf und wenn man telefonieren wollte, musste man einen kleinen Betrag bezahlen. Das Geschäft war für Marion die optimale Gelegenheit, um an Süßigkeiten oder Zeitschriften zu kommen. Auch die Reste, die ihre Großmutter nicht mehr verkaufen konnte, die aber trotzdem noch lecker und essbar waren, durfte sie sich manchmal einfach mitnehmen.

Marion verbrachte viel Zeit mit ihren Vettern, Cousinen und anderen Kindern aus dem Dorf draußen. Oft war sie auf dem Bauernhof ihrer Großeltern und spielte auf dem Heuspeicher oder mit den Tieren. Dort hat sie auch reiten gelernt und sogar an ein paar Wettbewerben im Nachbardorf teilgenommen.

Marion selber hatte einige Katzen, einen Schäferhund und Wellensittiche als Haustiere, mit denen sie gerne gespielt hat. Die meisten dieser Katzen waren ihnen zugelaufen, eine von ihnen war aber als kleines Kätzchen vom Heuspeicher gefallen und Marions Familie hatte es dann wieder aufgepäppelt, nachdem die Mutter der Katze nicht kam, um es zu holen.

Marion spielte auch oft im Wald und baute dort dann große Hütten mit ihren Freunden.

Immer wenn ihr Großvater Heu machte, musste das erst getrocknet werden, bevor es im Heustall eingelagert werden konnte. Das machte man mit sogenannten Heuböcken, welche aus Holz gebaut wurden und wie ein „A“ aussahen. Auf diese wurde dann das Heu gelegt und von der Sonne getrocknet. Für Marion und ihre Freunde waren das nicht einfach nur Heuböcke: Sie legten an einer Ecke ein wenig Heu zur Seite und man konnte hineinklettern - der perfekte Ort, um Indianer zu spielen. Aber dabei mussten sie immer aufpassen, dass Marions Großvater sie nicht erwischte, weil er das Heu vorher mühsam von Hand auf die Böcke legen musste und er das sicherlich nicht nochmal von vorne machen wollte.

Marions Familie hatte auch einen Fernseher, auf dem sie immer die gleichen Quizshows und andere Sendungen sahen. Jeder Tag hatte seine eigene Routine. Unter der Woche kam ihr Vater irgendwann von der Arbeit und sie von der Schule zurück und dann hatte ihre Mutter für alle gekocht. Sonntags und an allen Feiertagen sind sie immer in die Kirche gegangen. Damals war das einfach für die meisten Leute ein Muss, da sie alle sehr viel gläubiger waren als die meisten Menschen heute.

Marion ging in vier Jahren Grundschulzeit in vier verschiedene Grundschulen, alle in kleinen Dörfern der Eifel. Als sie in der ersten und zweiten Klasse war, gehörte ihr Dorf noch zur Gemeinde Hellenthal. Dort gab es in ihrem Umkreis zwei Schulen in zwei verschiedenen Dörfern; in der einen wurden die Erst- und Drittklässler unterrichtet und in der anderen die Zweit- und Viertklässler. Als sie dann eigentlich wieder zurück in die eine Schule gegangen wäre, kam es zu einer kommunalen Neugliederung und ihr Dorf gehörte auf einmal zur Gemeinde Kall. Auch da gab es wieder zwei verschiedene Dorfschulen und so kam es, dass sie in jedem Jahr auf eine andere Schule ging. Dorthin gekommen ist sie immer mit dem Bus, wobei dieser im Winter oft nicht fahren konnte, da die Winter damals um einiges härter und schneereicher waren als die heutigen.

Urlaub war für Marions Familie sehr selten. Fast jedes Jahr machte sie mit ihren Eltern einen Tagesausflug nach Cochem an die Mosel. Dort fuhren sie mit einem Schiff und gingen abends in ein Restaurant essen. Viel länger konnten sie auch nicht weg, da zuhause die ganzen Tiere versorgt werden mussten und Marions Großeltern das nicht alleine konnten. Daher war der Ausflug immer etwas ganz Besonderes und eine große Abwechslung zum Alltag in der Eifel.

Wolfgang

Auch Wolfgang, der 1962 geboren wurde, verbrachte die meiste Zeit seiner Kindheit draußen mit seinen Freunden. Er lebte mit seinen zwei jüngeren Schwestern und seinen Eltern in einem Haus mit großem Garten, einem alten Bauernhof. Dort baute seine Familie auch die verschiedensten Sorten von Gemüse an. Der untere Teil des Hauses war damals ein Stall und auf der oberen Etage wohnte Wolfgangs Familie; seine Großeltern lebten in einem kleinen Fachwerkhaus neben dem Stall.

Wolfgangs Vater war ein Waldarbeiter und seine Mutter war Hausfrau. Er ging schon früh mit seinem Vater in den Wald und hat dort mitgearbeitet. Sein Vater ging auch gern zur Jagd und Wolfgang durfte mitgehen. Deswegen hatte die Familie Jagdhunde als Haustiere. Sehr viele Familienväter haben damals als Bauern, Bauarbeiter oder Waldarbeiter gearbeitet, da dies Berufe waren, die früher gut ausgeübt werden konnten. Die Arbeiter mussten nicht weit fahren und brauchten keine hohen Qualifikationen. Die meisten Menschen dieser Generation sind im Krieg aufgewachsen und sie konnten nicht zur Schule gehen, geschweige denn Abitur machen oder studieren, da es das früher teilweise noch nicht einmal gab.

Wolfgang wurde 1968 eingeschult und er sagt, dass er seine Grundschulzeit sehr mochte. Da er dort mit dem Bus hingekommen ist, war es eine gute und einfache Möglichkeit seine Freunde zu treffen und mit ihnen zu spielen.

Wolfgang ist mit seiner Familie nicht oft in den Urlaub gefahren, dafür hat er die Zeit zuhause mit seinen Freunden umso mehr genossen. Oft war er draußen mit seinem Fahrrad und ist zu seinen Freunden gefahren. Sie haben dann Hütten im Wald gebaut oder haben andere Spiele gespielt.

Besonders erinnert Wolfgang sich daran, dass er an den Fischweihern seines Onkels geangelt hat oder Frösche fing, als er noch kleiner war. Auch hat er oft an Bächen gespielt und Staudämme gebaut, damit ein kleiner Pool entstand, in dem dann alle spielen konnten.

Seine Lieblingserinnerungen an seine Kindheit sind allerdings die Weihnachtsfeste. Da hat er Geschenke und leckeres Essen bekommen. Außerdem hat er immer seine ganze Familie gesehen, konnte sich mit ihnen

unterhalten und mit seinen Vettern und Cousine, die weiter entfernt wohnten, spielen. Auf solchen Familientreffen hat Wolfgangs Familie immer Volksmusik gehört, wie wahrscheinlich auch viele andere Familien in der damaligen Zeit. Von diesen Festen gibt es sogar ein paar Fotos in alten Fotoalben. Die Familie war sehr groß - wie eigentlich die meisten Familien der damaligen Zeit - und Wolfgang hatte viele Onkel und Tanten und somit auch umso mehr Vettern und Cousinen.

Fazit

Im Hinblick auf die sehr interessanten Geschichten, die uns erzählt wurden, würden wir die Kindheit in den 50er und 60er Jahren als sehr fröhlich bezeichnen. Vor allem aufgrund der traumatischen Erinnerungen der vorangegangenen Jahre war die Nachkriegszeit eine Zeit, in der die Leute das Leben besonders genossen haben und die Kindheit vermutlich noch schöner war, als sie es heute ist. Die Kinder schätzten ihre damaligen Privilegien und die viele freie Zeit, die sie an der frischen Luft verbringen konnten. Das Leben war nicht so schnelllebig und die Leute gaben sich mit weniger zufrieden als heute. Vielleicht werden zukünftige Generationen genauso über uns sprechen oder sie werden sagen, dass ihre Zeit wieder viel schöner ist, als die 2000er Jahre es waren. Wir werden sehen.

Bilder zum Aufsatz

1. Roswitha und ihr Vater in ihrer Wohnung in Düsseldorf.

3. Roswitha und ihre Mutter vor dem Sportwagen des Vaters.

4. Roswitha im Garten in Kall.

5. Roswitha und ihre Freundin in ihrem Wohnzimmer in Kall zur Weihnachtszeit.

Schule in der Nachkriegszeit

Gruppenarbeit von Nicolas (12) und Patrick Gutersohn (14), Klassen 6b und 8a, JSG

Nach dem Zweiten Weltkrieg stand Deutschland vor einer ungewissen Zukunft. Der Krieg war verloren, ein Land ohne Orientierung, die Wirtschaft lag am Boden, die alten Ideale waren zerstört, es fehlte an wirklich allem, Not und Elend überall, das Ziel war überleben.

An einen normalen Schulbetrieb war in dieser Zeit kaum oder gar nicht zu denken. Im Vordergrund standen vor allem die existenziellen Nöte der Bevölkerung. Es herrschte Mangel an allem: Lebensmitteln, Wohnraum, Kleidung Brennmaterial. Etliche Lehrer waren im Krieg gefallen oder nationalsozialistisch vorbelastet…, trotzdem wollten die alliierten Militärregierungen (GB/F/USA/UdSSR) so schnell wie möglich den Schulbetrieb wieder aufnehmen. Ziel der Alliierten war es, hier einen entnazifizierten Schulbetrieb einzuführen, d.h., in der politischen Aufbruchsstimmung ein neues demokratisches Denken im besiegten Deutschland einzuführen. Aus diesem Grund wurden Untersuchungsbehörden eingerichtet, die das vorhandene „Lehrpersonal" als nicht belastet, also für den Schuldienst „geeignet" und einsetzbar oder als „nationalsozialistisch vorbelastet" und nicht einsetzbar einstuften.

Da diese Maßnahmen jedoch nicht ausreichend waren, wurden Pensionäre reaktiviert, studentische Hilfskräfte eingestellt und Hausfrauen in Schnellseminaren zu neuen Lehrkräften ausgebildet, sogenannte „Mikätzchen"; ein abwertender Begriff der akademischen Grade. Dies ergab jedoch im späteren Verlauf ein enormes Konfliktpotential, da gerade die nicht akademischen „Lehrer/innen" in den Lehrerkollegien meist einen schlechteren Stand hatten als die „Akademiker".

Zusätzlich stellte sich das nächste Problem, wie war in diesem Zusammenhang an Lehrmaterialien zu denken? Papier war nicht oder kaum vorhanden, Schulbücher (während der NS-Zeit bis 1944 gedruckt) wurden in den wissenschaftlichen Fächern (Biologie, Geschichte, Erdkunde) verboten, aus gutem Grund, denn sie enthielten das Erbe des NS-Regimes. Andere Fächer, wie z.B. Kunst, Sport Handarbeiten und das während der NS-Zeit verpönte Fach Religion, wären sofort zu unterrichten gewesen, da sie nicht nationalsozialistisch vorbelastet waren. Fächer wie Rassenkunde wurden aus dem Lehrplan gestrichen. Da zunächst auch nicht an eine Neuauflage der Schulbücher zu denken war, wurden besonders vorbelastete Seiten rausgerissen oder zusammengeklebt und nationalsozialistische Symbole, wie z.B. Hakenkreuze, geschwärzt, auch behalfen sich die Lehrer mit selbst entwickelten Arbeits- und Aufgabenblättern. Trotz all dieser Maßnahmen war die oberste Prämisse zum geplanten Schulstart 01.10.1945 „improvisieren". Wie bereits beschrieben, musste man auf vorhandenes Lehrmaterial zurückgreifen, aber auch die Gestaltung der Stunden blieb zunächst variabel. Waren nicht genug Lehrkräfte (vor allem im ländlichen Raum) vorhanden, wurde oft klassenübergreifender Unterricht erteilt, das heißt, mehrere Klassen wurden zur gleichen Zeit unterrichtet. Die sogenannten „Dorfschulen" wurden als Volksschule geführt. Volksschule heißt Unterricht für die Klasse 1 bis Klasse 8. Nach der Klasse 8 (mit ca. 13 Jahren) wurde man aus der Schule entlassen und so machten die meisten Schüler eine Berufsausbildung; nur wenige Eltern konnten sich finanziell eine weitere Schulbildung ihrer Kinder leisten.

Zu guter Letzt musste man sich Gedanken über die ganz alltäglichen Punkte wie Schulspeisung und Wärmezufuhr während des Winters machen, aber auch diese Probleme meisterten die Verantwortlichen durch Mithilfe der Betroffenen, der zukünftigen Schüler. Die Kinder wurden angewiesen, einen Löffel und ein „unzerbrechliches Essgeschirr" mitzubringen. Die sogenannte Schulspeisung wurde meist in der großen Pause durchgeführt und sicherte vielen Kindern die wichtigste Mahlzeit am Tag. Weiterhin wurde das Mitbringen von Kohle oder Holz (wo immer das möglich war) angeordnet, um wenigstens im Winter die Klassenräume ansatzweise warm zu halten.

Da die meisten Berichte der von uns Befragten sich um das Thema Volk- und Dorfschulen handeln, werden wir im weiteren Bericht hierauf näher eingehen:

Tagesablauf eines Schülers in der Volks-/Dorfschule

6:00 Uhr: Meine Mutter kommt mich und meine Geschwister wecken. Oh, wie gerne hätte ich noch etwas geschlafen. Meine Mutter hat aber kein Einsehen, ich musste aufstehen. Schrecklich, es ist bitter kalt. Nach einer kurzen Katzenwäsche und Zähneputzen mit eiskaltem Wasser schlüpfe ich aus meinem Nachthemd in meine langen selbstgestrickten Strümpfe, streifte mir mein Leibchen über und zog das Hemd über den Kopf.

Endlich wurde es mir etwas wärmer. Anschließend kam die geflickte und viel zu große Hose meines Bruders und die viel zu großen ausgestopften Schuhe dran. So, ein letzter Blick in den Spiegel, noch die Haare kämmen und dann ging es zur Mutter in die etwas wärmere Küche. Dort wartete sie schon auf mich und meine Geschwister. Wenn wir Glück hatten, gab es eine Scheibe Brot mit Marmelade oder etwas gekochten Brei. So, noch ein letzter Blick in die Schultasche, dass ich ja nichts vergessen hatte. Hausaufgaben auf der Schiefertafel, Griffel, sauberes Schwämmchen.

Der Schulweg lag nun vor mir. Ich hatte leider einen etwas weiteren Schulweg als meine Mitschüler zu Fuß zu bewältigen. Ich schlüpfte in die mir viel zu große Jacke meines Bruders und nahm meine Schultasche. Diese Schultasche war noch ganz gut in Schuss, obwohl meine größeren Geschwister sie auch schon mit in die Schule genommen hatten. Damit ich pünktlich zum Schulbeginn (8 Uhr) in der Schule war, musste ich mich beeilen, keine Zeit für Abenteuer. Der Schulweg war nicht immer sicher, man musste genau schauen, wohin man ging, da man unter anderem viel fremdem Volk, damals nannten wir sie „Zigeuner“, begegneten. Zum Glück war ich nicht alleine, es waren noch einige Nachbarskinder mit auf meinem Weg. Als wir die Schule erreicht hatten, stand unser Lehrer schon in der Eingangstür und wartete auf uns.

Nachdem wir alle ordentlich die Jacken an die Haken gehängt hatten, setzten wir uns auf unseren Platz in der Schulbank. Als der Lehrer die Klasse betrat, standen wir alle gemeinsam auf und wünschten dem Lehrer einen schönen guten Morgen. Heute war dieser zufrieden und wir durften uns wieder setzten. Nun mussten wir unsere Tafel hervorholen und unsere Hausaufgaben wurden kontrolliert. Oh, wie schrecklich, einem meiner Mitschüler war die Tafel zerbrochen. Alle Hausaufgaben unleserlich. Mir war sofort bewusst, was uns erwartete: Strafe!! Ich betete innerlich „bitte keine Klassenstrafe“. Nein, heute gab es nur eine Strafe für meinen Mitschüler, er musste die Hände auf die Schulbank legen und der Lehrer schlug mehrfach mit einem Rohrstock auf die Hände. Bei jedem Schlag wurde es mir übler, aber ich durfte mir nichts anmerken lassen. Als der Lehrer endlich fertig war, ging der Unterricht los. Da alle Altersstufen in der Klasse vertreten waren, bekamen wir altersentsprechende Arbeitsaufträge.

Heute war Kopfrechnen als erstes an der Reihe. Prima, das konnte ich gut. Der Lehrer stellte eine Aufgabe und nannte willkürlich einen Namen. Der genannte Schüler musste aufspringen und das richtige Ergebnis sagen, der Lerndruck bei uns Schülern war riesengroß. War das Ergebnis richtig, durfte man sich setzten.

So sah eine Schultasche in dieser Zeit aus. Inhalt einer Schultasche: Kreide, Schiefertafel, später Tintenfass, Heft und Federkiel.

Hoffentlich stand morgen wieder Leibesübungen und Katechismus auf dem Plan, da würde ich mich sehr freuen. An Tagen, die besonders kalt waren, läutete der Lehrer mal etwas früher die Schulglocke. So, nun ist endlich Schulschluss. Wir packten alles wieder ordentlich ein und zogen uns die Jacken wieder an, machten uns auf den Heimweg. Unterwegs sammelten wir Brennholz, darüber werden sich unsere Mütter riesig freuen. Als wir zu Hause ankamen, gab es Mittagessen und anschließend wurden die Hausaufgaben ordentlich erledigt. Wenn dieses alles erledigt war, halfen die Mädchen ihrer Mutter bei der Haus- oder Handarbeit, wir Jungs sind meistens nach draußen gegangen und haben noch mehr Brennholz für die Familie gesammelt.

Fazit

Wir konnten persönlich einige sehr informative Interviews führen. Viele Befragte gehörten zu unserer näheren Familie bzw. Freundes-/Bekanntenkreis, die meisten waren sehr überrascht, dass wir uns für diese Zeit ihrer Schulzeit interessieren, da es wirklich ja schon sehr lange her ist und man sich viele Dinge und Gewohnheiten nicht mehr vorstellen kann bzw. möchte. Wir finden aber diese Berichte immer sehr interessant und sind auch über manche Dinge froh, dass dieses heute nicht mehr in der Schule gehandhabt wird. Die Vorstellung, dass es heute immer noch Prügelstrafen geben könnte, ist schrecklich, ebenso ist es gut, dass auch Kindern, die nicht aus unbedingt reichen Familien stammen, ein guter Schulweg offen ist. Nach unserer Meinung hat sich das heutige Schulwesen sehr zum Vorteil gewandelt. Auch wenn heute Leistung zählt, muss man keine Angst haben vor Versagen und vor körperlicher Gewalt. Der Lehrer von früher war eine reine Respektsperson; heute ist er eher ein beratender und fürsorglicher Freund. Jeder Schüler wird als Individuum gesehen und gefördert.

Quellen (Befragte Personen)

Brigitte Gutersohn (Gemünd)
Christel und Norbert Wergen (Wolfgarten)
Ursula Blum (Zülpich)
Alois Ernst (ehem. Wolfgarten heute Mönchengladbach)
A. Schmitz (ehemaliger Volksschullehrer, Mechernich)
Beate Slany (Lehrerin JSG, Schleiden)
Anna Rosenbaum (Nettersheim)

Bilder zur Gruppenarbeit

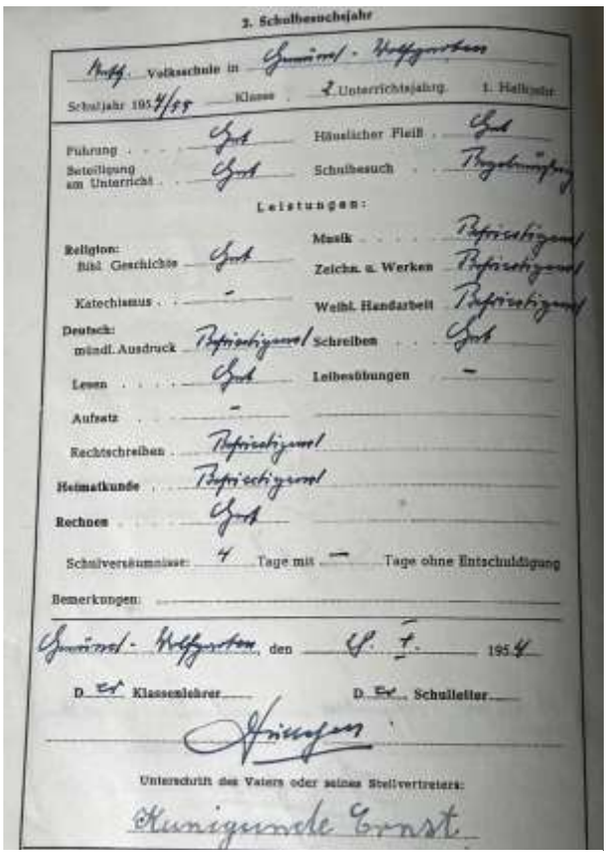
Kinder auf dem Weg zur Schule. Quelle/Foto: Internet

Dorfschule in Wolfgarten, heute. Quelle / Foto: Internet

Klassenfoto aus Wiesbaum (Rheinland-Pfalz). Lorenz Blum bereitgestellt durch Uschi Blum

Klassenfoto aus Wiesbaum (Rheinland-Pfalz). Lorenz Blum bereitgestellt durch Uschi Blum

Einschulung Peter Gutersohn, 1952 Volksschule Zülpich bereitgestellt durch Brigitte Gutersohn



2. Schulbesuchsjahr

Volksschule in Gmünd - Wolfgarten

Schuljahr 1954/55 Klasse 2. Unterrichtsjahrg. 1. Halbjahr

Führung: Gut — Häuslicher Fleiß: Gut

Beteiligung am Unterricht: Gut — Schulbesuch: Regelmäßig

Leistungen:

Religion: Bibl. Geschichte: Gut — Katechismus: –

Deutsch: mündl. Ausdruck: Befriedigend — Lesen: Gut — Aufsatz: – — Rechtschreiben: Befriedigend

Heimatkunde: Befriedigend

Rechnen: Gut

Musik: Befriedigend — Zeichn. u. Werken: Befriedigend — Weibl. Handarbeit: Befriedigend — Schreiben: Gut — Leibesübungen: –

Schulversäumnisse: 4 Tage mit – Tage ohne Entschuldigung

Bemerkungen:

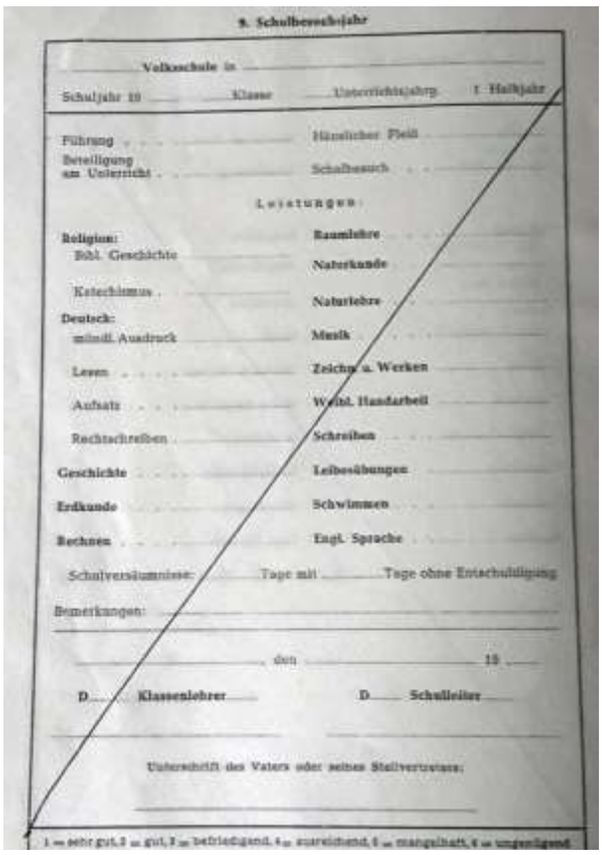
Gmünd - Wolfgarten, den 8. 7. 1954

D. Er Klassenlehrer — D. Er Schulleiter

Unterschrift des Vaters oder seines Stellvertreters:

Kunigunde Ernst

Zeugnis Brigitte Ernst aus dem Jahr 1954/55 aus der Volksschule Wolfgarten. Quelle/Foto: privat Gutersohn



8. Schulbesuchsjahr

Volksschule in

Schuljahr 19 Klasse Unterrichtsjahrg. 1. Halbjahr

Führung — Häuslicher Fleiß

Beteiligung am Unterricht — Schulbesuch

Leistungen:

Religion: Bibl. Geschichte — Katechismus

Deutsch: mündl. Ausdruck — Lesen — Aufsatz — Rechtschreiben

Geschichte — Erdkunde — Rechnen

Raumlehre — Naturkunde — Naturlehre — Musik — Zeichn. u. Werken — Weibl. Handarbeit — Schreiben — Leibesübungen — Schwimmen — Engl. Sprache

Schulversäumnisse: Tage mit Tage ohne Entschuldigung

Bemerkungen:

den 19

D. Klassenlehrer — D. Schulleiter

Unterschrift des Vaters oder seines Stellvertreters:

1 = sehr gut, 2 = gut, 3 = befriedigend, 4 = ausreichend, 5 = mangelhaft, 6 = ungenügend

Vorlage eines unausgefüllten Zeugnisbogens (50er Jahre). Quelle/Foto: privat Gutersohn

Schülerin Lisl Schröder, Volksschule Bohnert (Schleswig-Holstein) ca. 1954/56, bereitgestellt durch Brigitte Gutersohn.

Schulgruppe in Bohnert (Schleswig-Holstein) 1952, bereitgestellt durch Brigitte Gutersohn.

Schulbänke früher: Quelle: Schulmuseum Bonn

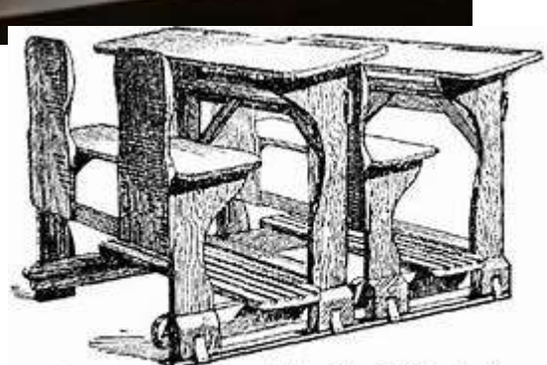


Fig. 1. Rettig-Bank (P. Joh. Müller & Co., Berlin).

Das Leben der 50er/60er Jahre

Wohnten die Eifeler anders als die Städter?

Gruppenarbeit von Julia Hölz (13) und Lisa Marie Puscinski (13), Klasse 8, JSG

Einleitung

Heutzutage haben wir viele Möglichkeiten, unsere Wohnung oder unser Haus einzurichten. Besucht man Familie, Freunde oder Bekannte, die in der Stadt leben, so fällt auf, dass sich die heutige Einrichtung eines Hauses oder einer Wohnung dort nicht von der Einrichtung eines Hauses oder einer Wohnung in der Eifel unterscheidet.

Meist haben wir in der Eifel mehr Platz im Vergleich zu Städtern, aber in der Regel kann man sich in der Stadt mehr leisten als auf dem Land. Z.B. die verschiedenen Einrichtungsgegenstände. Doch in den 50er/60er Jahren sah dies ganz anders aus, man hatte zwar viel Platz, aber nicht das nötige Geld.

Dementsprechend legte man auf manche Räume viel Wert, auf manche weniger.

So vernachlässigte man das Badezimmer, während das Wohnzimmer als Vorzeigeraum galt. Die Einrichtung orientierte sich allgemein an den damals modernen amerikanischen Vorbildern. Diese sah man z.B. in Zeitungen.

Ganz offenbar gibt es also Unterschiede zwischen Wohnen und Leben in unserer Gegenwart und in der Vergangenheit. Wir haben uns nun die Frage gestellt, ob in den 50er/60er Jahren vielleicht auch ein größerer Unterschied zwischen Wohnen und Leben in der Eifel und in der Stadt bzw. in Deutschland allgemein bestand.

Um diese Frage zu beantworten, stellen wir zunächst dar, wie Wohnen und Leben in den 50er/60er Jahren in Deutschland aussah, bevor wir einen Vergleich mit der Eifel ziehen.

Einrichtungsgegenstände der 50er/60er Jahre

Das Wohnzimmer wurde mit kleinen Tischen und Stehlampen verziert. Außerdem stand dort der Fernseher, welcher zwar selten, aber sehr beliebt war. Viele konnten sich den kleinen viereckigen Fernseher nämlich nicht leisten. Mit den Gästen hielt man sich dort immer auf, um z.B. zusammen Fernsehen zu schauen. Typisches Mobiliar in den 50ern waren auch Nierentische, Cocktailsessel und Tütenlampe, welche aber in den 60ern schnell verschwanden. Fernsehsessel und Perserteppiche waren ebenfalls beliebt und dies war auch die Geburtsstunde der Schrankwand.

In der Küche waren Küchenfronten meist mit glattem Holzlaminat, weißem oder orangen Kunststoff ausgestattet. Von der Küchenzeile aus wurde das Essen auf einem Servierwagen in den Essbereich transportiert. Insgesamt war das Küchendesign ein reinliches, einheitliches Erscheinungsbild. Damals hatten die Dunstabzugshaube, die Waschmaschine und die Spülmaschine, die fast in der gleichen Zeit auf dem Markt kamen, den Durchbruch.

Die Badezimmermöbel der 60er Jahre waren eher schäbig und das Badezimmer war an sich sehr klein und hatte meist keine Fenster.

Wäsche waschen vor den 50/60er Jahren

Bevor die Waschmaschinen auf den Markt kamen, wurde Wäsche mit Waschpulver in den Kessel gegeben und über dem Feuer gewaschen und später mit einer Bürste sauber gerieben oder über ein Waschbrett gerubbelt. Danach musste man die Wäsche noch dreimal kochen und spülen. Dann hing man die Wäsche zum Trocknen auf eine Wäscheleine (manchmal auch über die Badewanne).

Wer früher die Wäsche machte, war ganz klar die Frau. Sie machte nämlich alles im Haushalt.

„Typisch Mann und typisch Frau“

Vom Kinder Ernähren und Erziehen bis zum Putzen der ganzen Räume – all das war Aufgabe der Frau. Doch nicht alle Frauen waren so, denn die erhabeneren Frauen mussten sich weniger um den Haushalt kümmern. Sie hatten zu dieser Zeit auch schon Hausmädchen oder Hauswirtschafterinnen. „Geldverdienen“ gingen die Männer, welche teils viele Stunden am Tag unterwegs waren. Deswegen gingen die Frauen auch einkaufen, was zu

dieser Zeit schon schwieriger war, da man nicht so mobil wie heute war. Sonst ging man aber insgesamt weniger „shoppen". Die Frauen hatten zwar – genau wie heute – mehr Kleidung als die Männer, doch für die heutigen Verhältnisse insgesamt eher wenig.

Das Leben früher in der Eifel

Jetzt haben wir einige Dinge zum allgemeinen Leben der 50er/60er Jahre kennengelernt. Doch nun wollen wir wissen, wie das Ganze in der Eifel aussah.

Viele Familien hatten einen landwirtschaftlichen Betrieb, weswegen man meist auch relativ große Häuser hatte.

Dort wohnte man zum Teil mit drei Generationen unter einem Dach mit Haustieren, die damals auch schon sehr beliebt waren. Das Haus bzw. manchmal der Bauernhof standen ja meist neben einem großen Stall, wo Nutztiere gehalten wurden.

Andere Eifeler wiederum arbeiteten bei der Firma Schoeller in Hellenthal, die zu dieser Zeit entstanden ist.

Rund um die Uhr wurde in der Landwirtschaft gearbeitet. Dabei halfen auch öfters die Frauen, obwohl diese sonst typischerweise nicht arbeiteten bzw. nicht arbeiten durften. Der Mann sagte meist: „Meine Frau hatte es nicht nötig zu arbeiten", weshalb viele Frauen nicht außerhalb des Haushaltes arbeiteten, aber dies änderte sich dann langsam mit Zeit.

Die Frau war aber auch hier gleichzeitig die Hausfrau und Erzieherin. Sie hatte jedoch tatkräftige Unterstützung von ihren Kindern, die früher wahrscheinlich deutlich mehr mitarbeiten mussten als heute.

Wasser- und Lebensmittelversorgung

Damals waren die meisten Eifeler dazu noch Selbstversorger. Das Wasser musste aus den Brunnen gepumpt werden und die zentrale Wärmequelle im Haus war der große Herd in der Wohnküche. Durch ständiges Nachstochern stand hier immer warmes Wasser parat. Und während in Winternächten prächtige Eisblumen auf den Fensterscheiben erblühten, wärmten sich die Eifeler mit Ziegelsteinen im Bett, die zuvor im Ofen erhitzt worden waren.

Was aber in der Eifel schon aktuell war, waren „die Tante-Emma-Läden" mit Poststation, die man so gut wie in jedem Dorf fand. Selbst in ganz kleinen Dörfern, die es früher sehr oft gab, gab es die sogenannten Tante-Emma-Läden. Poststationen waren damals natürlich sehr wichtig, da es noch keine Handys wie heute gab.

Die einzelnen Räume vorgestellt

Die Küche lag meistens nahe an dem Wohnzimmer, damit die Wärme auch in das Wohnzimmer überfloss. Das Wohnzimmer galt auch in der Eifel als Vorzeigeraum, wobei man zunächst nur eine Wohnküche hatte. Mit dem Fernseher kam dann das Wohnzimmer dazu.

Wohnküche nannte man die Küche übrigens nicht umsonst, denn dort wurde während des gesamten Tages, wo man zuhause war, die meiste Zeit verbracht. Viele hatten trotzdem noch Möbel aus den 40ern, die nicht viel kosten durften in der Küche. Wohlhabendere Leute hatten bereits die neuartige Spülmaschine, Waschmaschinen und Dunstabzugshaube, die in etwa dieser Zeit erfunden wurde. „Einfache Leute" wuschen aber immer noch auf die altbekannte Methode und hatten auch keine Dunstabzugshaube.

Sehen wir aber nochmal in den Vorzeigeraum, das Wohnzimmer.

Nierentische, Cocktailsessel und kleine Sesselchen, Tütenlampen, Perserteppiche und große Schränke bzw. die Schrankwand waren auch in der Eifel beliebt und wurden oft gesehen. Auch der Fernseher war hier ein Begriff, den so gut wie jeder kannte. Viele konnten sich jedoch auch hier diesen nicht leisten. Wie auch in der Stadt hat man sich dann bei Bekannten zum Fernsehschauen verabredet.

Die Badezimmermöbel der 50er/60er Jahre waren auch eher schäbig und das Badezimmer war an sich auch sehr klein und hatte meist keine oder kleine Fenster. Deshalb lohnt es sich eher weniger, darauf einzugehen. Dieses Zimmer war auch keins der Hauptaufenthaltsräume.

Das Schlafzimmer der Eltern und Großeltern war meist schlicht gehalten. Dort drinnen standen ein braunes Doppelbett und ein brauner Schrank. Ab und zu waren solche Zimmer aber auch sehr farbenfroh mit

Blümchentapete geschmückt. Das Design der Kinderzimmer wurde öfters auch von den Kindern selbst bestimmt. So hatten aber trotzdem auch viele braune Möbel. Die Zimmer der 50er/60er Jahre waren allgemein immer etwas kleiner als die heutigen.

Zusätzliche Informationen

Mal abgesehen von den Wohnverhältnissen und dem Haushalt der 50er/60er Jahre gab es noch andere Dinge, die man benennen sollte.

So gab es zu der Zeit sehr viel Streit wegen der Nachkriegszeit. Steuern wurden auch neu eingeführt und Krankenversicherung gab es auch schon. Hatte man eine Erkrankung, konnte man zu dem Schleidener Krankenhaus gehen oder fahren, mit dem Fahrrad, Motorrad oder dem Auto. Autos hatten nämlich damals auch schon vereinzelt die Wohlhabenderen im Gegensatz zu Motorrädern, die sehr viele hatten, da sie viel günstiger waren. Führerschein musste man aber nach wie vor machen. Einige wenige Leute fuhren sogar in den Urlaub. Musste man dann dafür über eine Grenze fahren, sollte man den Personalausweis vorzeigen und man wurde kontrolliert. Es gab auch „Autofreie Tage". Wollte man aber an sogenannten „Autofreien Tagen" wegfahren, musste man dies mit dem Fahrrad tun. Vermehrtes Autofahren kam aber erst viel später. Dann erst entwickelte sich die Autoindustrie.

Fazit

Aus diesen vielen Information lässt sich schließen, dass es doch mehrere Unterschiede gibt.

Die Eifeler waren z.B. in einem Landschaftsbetrieb tätig, den viele Städter so nicht kannten.

Was aber stark auffällt, ist, dass die Städter meistens wohlhabender waren und sich mehr leisten konnten.

Besonders aber ab den 60er Jahren verschwanden die Unterschiede zwischen Stadt und Land in Bezug auf die untersuchten Bereiche immer mehr. D.h. ein „Prozess der Angleichung" zwischen Wohnen und Leben auf dem Land und in der Stadt fing damals an.

So kam es dann auch dazu, dass es heutzutage in der Haus-/Wohnungseinrichtung kaum noch Unterschiede zwischen Stadt und Eifel gibt.

Bilder zum Aufsatz

Durch die jetzige Corona Situation war es ein bisschen schwierig, an die nötigen Bilder zu gelangen und deshalb hatten wir diese alternative Skizzierungs-Idee.

Fernsehschrank in den 1950er 1960er Jahren.

Moderne Küche in den 1950er 1960er Jahren.

Stehlampe in den 1950er 1960er Jahren.

Wohnzimmermöbel in den 1950er 1960er Jahren.

Quellenangaben

Erinnerungen weibliche Person, geb. 1945 (Zeitzeugeninterview)
Erinnerungen Lehrerin des JSG´s (Zeitzeugeninterview)
https://e-hausaufgaben.de/
https://Wp.de
Retro-vintage-design.de
Homesolute.com -Planet-Wissen.de
Zeitzeugeninterwie.de
Zeichnungen Privat

Bürgerstiftung Schleiden

GESCHICHTSFORUM
SCHLEIDEN E.V.